

Die Gleichheit

Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen

Die „Gleichheit“ erscheint alle vierzehn Tage einmal. Preis der Nummer 10 Pfennig, durch die Post vierteljährlich ohne Bestellgeld 55 Pfennig; unter Kreuzband 85 Pfennig. Jahres-Abonnement 2,00 Mark.

Stuttgart den 4. Oktober 1905

Zuschriften an die Redaktion der „Gleichheit“ sind zu richten an Frau Maria Jettin (Sunbel), Wilhelmshöhe, Post Degerloch bei Stuttgart. Die Expedition befindet sich in Stuttgart, Furtbach-Straße 12.

Inhaltsverzeichnis.

Jena. — Jugend und Sozialismus. XI. Von Georg Davidsohn. — XII. Von Franziska Kuppe. — Woher kommt der Profit? II. Von Julian Borchardt. — Über Schulgesundheitspflege. III. Von Dr. Jabel. — Katholische Arbeitervereine. Von Lea Heiden-Deuschmann. — Aus der Bewegung: Von der Agitation. — Weibliche Delegierte zum sozialdemokratischen Parteitag. — Politische Rundschau. Von G. L.
Notizenteil: Soziale Gesetzgebung. — Gewerkschaftliche Arbeiterinnenorganisation. — Soziales. — Quittung.
Feuilleton: Mut. Von Wolfgang Goethe. (Gedicht.) — Kritischer. Von Uda Christen.

Jena.

Der Parteitag zu Jena hat gehalten, was das deutsche, das internationale kämpfende Proletariat von ihm erwartete, erwarten mußte. Er gehört zu den Tagungen, welche in der Geschichte der Sozialdemokratie zählen werden. Von den Flammzeichen einer ungewöhnlich bedeutsamen historischen Situation umloht, hat er von dem festen Boden der sozialistischen Auffassung aus das Kampfesfeld des Klassenbewußten Proletariats überblickt und in klarer Erkenntnis dessen, was ist und was als „der Geschichte ew'ges Muß“ heraussteigt, die praktischen Konsequenzen der Stunde gezogen.

Das wichtigste Ergebnis davon ist die Stellungnahme zum politischen Massenstreik. Seitdem die Sozialdemokratie sich grundsätzlich für den Parlamentarismus als eine Kampfeswaffe des Proletariats erklärt hat, ist unseres Erachtens keine gleich wichtige Entscheidung gefallen, wie sie diese Stellungnahme in sich begreift. Denn so wertvoll und richtunggebend auch das Werk mehrerer Parteitage für die innere und äußere Entwicklung der Sozialdemokratie gewesen ist: es hat sich im wesentlichen darauf beschränkt, unser Arbeits- und Kampfesfeld scharf zu umgrenzen, die Bedingungen für den Gebrauch der beiden bewährten Methoden des proletarischen Befreiungskampfes — Parlamentarismus und Gewerkschaften — zu prüfen und ihre Anwendung auf neuen Gebieten zu beschließen. Der Parteitag zu Jena ist dagegen über dieses Werk hinausgegangen. Er hat die Methoden des Klassenkampfes selbst um eine neue vermehrt, um die des politischen Massenstreiks.

Damit verabschiedete er nachdrücklich den Glauben, daß Parlamentarismus und Gewerkschaften die alleinigen Mittel des proletarischen Klassenkampfes seien. Dieser Glaube berief sich vorzüglich, aber irrtilmlicher Weise, auf Engels' bekannte Vorrede zu den „Klassenkämpfen in Frankreich“ und gipfelte in der Überzeugung, das Proletariat müsse auch die schlimmsten Nachenschläge der Reaktion ohne die äußerste Gegenwehr in der Hoffnung über sich ergehen lassen, daß „der Menschheit große Gegenstände nicht von der Tagesordnung verschwinden können“. Der Parteitag zu Jena hat entgegen dieser christlichen Sklavenmoral, die sich als politische Klugheit gebärdete, die Pflicht des revolutionären Kampfes durch den politischen Massenstreik proklamiert. Er brachte zum Ausdruck, daß außergewöhnliche Situationen, welche die Todfeinde des Proletariats revolutionär zuspitzen, auch mittels außergewöhnlicher Kampfmethoden durchgeföhrt und überwunden werden müssen.

Binnen verhältnismäßig kurzer Zeit hat sich die Sozialdemokratie dank des Anschauungsunterrichts der Tatsachen — der Massenstreiks im Ausland, der schamlos brutalen Reaktion in der Heimat — zu dieser Erkenntnis durchgerungen. Als Proudhon 1896, als erster in Deutschland, dafür wir nicht sehr irren, den Gedanken erörterte, den Umsturz von oben unter Umständen durch den politischen Massenstreik zu bekämpfen, da begegneten seine Ausführungen kühler Nichtbeachtung, ja scharfer Feindseligkeit und billigem Hohn. Unwiderprochen wurde auf dem Parteitag zu Lübeck 1901 als Quintessenz seiner Gedankengänge verspottet, „daß man nächstens durch eine große Revolution, durch politische Massenstreiks die Gewalt bekommt und dann in drei Monaten die sozialdemokratische Gesellschaft fix und fertig aufrichtet“. Man wisse daran den Inhalt, das Gepräge, die Stimmung der Verhandlungen zu Jena über den politischen Massenstreik, die, wie kaum je Beratungen eines Parteitags,

revolutionär im besten geschichtlichen Sinne des Wortes waren. Eine schlüssige Antwort ergibt sich dann auf die Fragen, ob die Sozialdemokratie im Banne ihres „Dogmas“ verknöchert oder aus dem Born des lebendigen Lebens neue Erkenntnisse und Kräfte gewinnt, und ob sie durch ihre steigende Macht und Verantwortlichkeit nach rechts oder nach links gedrängt wird.

Eine erschöpfende Erörterung aller Seiten und Tiefen des Problems konnte natürlich weder in Bebel's glänzendem Referat erfolgen — der großzügigen Auseinandersetzung eines politischen Kämpfers par excellence mit der Situation und ihren Anforderungen — noch in den Debatten, deren Höhepunkt, was die revolutionäre Stimmungsgewalt anbelangt, wohl die Rede des Genossen v. Elm bildete. Jedoch die Aufgabe des Parteitags zu Jena war es auch nicht, die Diskussion des politischen Massenstreiks abzuschließen, vielmehr sie in kräftigen Fluß zu bringen. Er mußte sich damit begnügen, dem kämpfenden Proletariat Deutschlands die neue Waffe zu überweisen, die es unter dem Zwange bestimmter Umstände gebrauchen kann und gebrauchen muß. Nun gilt es, durch gewissenhaftes Studium die Waffe zu schärfen, durch unablässige Aufklärungs- und Organisationsarbeit die proletarischen Massen für ihren Gebrauch zu schulen. Das aber keineswegs in Gegensatz zu den Arbeiten und Kämpfen des Tages, sondern in innerem organischem Zusammenhang mit ihnen, sie vertiefend und fördernd. Wie immer einzelne Gewerkschaftsführer heute noch den politischen Massenstreik bewerten mögen: dieses Studium und diese Arbeit muß Partei und Gewerkschaften immer inniger zu der einen revolutionären Arbeiterbewegung zusammenschließen.

In der gleichen Richtung hat der Parteitag sicherlich durch seine Behandlung der umstrittenen Maisfeier gewirkt. In Anschluß an Fischers Referat, das wägende Berücksichtigung der nichternen Wirklichkeit mit dem hinreißenden Feuer des sozialistischen Gedankens vereinte, brachten die Debatten eine Auseinandersetzung über das Verhältnis zwischen Partei und Gewerkschaften, die wohl in dem und jenem Punkte noch tiefer schärfen konnte, deren klärender und einigender Charakter aber hoch veranschlagt werden muß. Die in dem Wesen und den Aufgaben der Gewerkschaften begründeten Tendenzen, welche den proletarischen Klassenkampf ungünstig beeinflussen könnten, müssen durch die lebendige Kraft der sozialistischen Erkenntnis überwunden werden. Tue deshalb jeder Genosse als Gewerkschafter in dieser Hinsicht seine volle Pflicht, um die Form der Organisation mit sozialistischem Geist zu erfüllen, das war der Grundton der Verhandlungen. Und wenn, von dem Bewußtsein innerer Zusammengehörigkeit durchdrungen, Parteiorganisationen und Gewerkschaften mit gleichem Eifer, gleicher Begeisterung und Hingabe zur Maisfeier rüsten, so muß diese ihrem Wesensinhalt gemäß zu einer immer weiterfassenden und wirksameren Willensstundgebung des kämpfenden Proletariats werden.

Das neue Organisationsstatut, welches „die rote Woche“ gab, ist geeignet, an seinem Teil dazu beizutragen, die Reihen der Partei fest zum Ansturm gegen den Feind zusammenzuschließen. Nach einem sachlich wertvollen und eindringenden Referat des Genossen Vollmar und sorgfältiger Prüfung der eingegangenen Anträge seitens der Kommission ist der vorgelegte, nur unwesentlich geänderte Entwurf zur Annahme gelangt. Wohl wird die Partei durch das neue Statut einheitlicher und straffer zusammengefaßt, jedoch in Würdigung des geschichtlich Gewordenen nicht so fest, daß dadurch die Lebens- und Arbeitsfähigkeit der Landes- und Provinzialverbände gefährdet würde. Die dahin abzielenden Gedanken sind unseres Erachtens unbegründet. Abgesehen von den selbständigen Aufgaben, welche das politische Leben der Einzelstaaten den Landesorganisationen in reicher Fülle zuweist, werden die geäußerten Befürchtungen schon durch die praktischen Notwendigkeiten hinfällig, unter denen die Verbindung mit der Zentralleitung sich vollzieht. Eine demokratischere Gestaltung des Vertretungssystems zu den Parteitagen unterblieb, weil zunächst die Durchführung des neuen Statuts die rechnerischen Grundlagen dafür liefern muß.

Die Wünsche nach größerer Initiative des Parteivorstandes fanden Berücksichtigung dadurch, daß die Zahl seiner Mitglieder im Statut nicht festgelegt wurde, sondern von jedem Parteitag nach den vorliegenden Aufgaben bestimmt werden soll. Für das neue Tätigkeitsjahr wurde ein Schriftführer mehr bestellt. Die Bestimmungen, welche die Stellung der Frauen innerhalb der Sozialdemokratie regeln, gelangten unverändert zur Annahme. Wir sind überzeugt, daß unsere Genossinnen allerwärts nicht die lässigsten sein werden, dem neuen Statut entsprechend mit aller Kraft für den festeren Zusammenschluß der Partei zu wirken.

Die Berichte des Parteivorstandes und der Reichstagsfraktion sowie die an sie anknüpfenden Debatten und Beschlüsse kündeten frisch pulsierendes Leben, kraftvolle Arbeits- und Kampfesfreudigkeit. Und in der Hauptsache befriedigend ward die Frage zum Austrag gebracht, welche nach dem Glauben und Wünschen der bürgerlichen Welt das Kern- und Spektakelstück des Parteitags werden mußte: die der Polemik zwischen verschiedenen Parteiblättern, an der Spitze die „Neue Zeit“ und die „Leipziger Volkszeitung“ auf der einen Seite, der „Vorwärts“ auf der anderen Seite. Daß die Angelegenheit an eine Kommission verwiesen wurde, hat sich als zweckmäßig herausgestellt. Sie konnte dadurch sachgemäßer und eingehender behandelt werden, als dies im Plenum möglich gewesen wäre. Allerdings bezweifeln wir, ob es eine glückliche Entscheidung war, dem Parteivorstand die Befugnis zuzusprechen, unter Umständen „vermittelnd“ einzugreifen, um die mit aller Schärfe gerichteten Formen der Polemik zwischen Parteiorganen in Zukunft zu vermeiden. Was dagegen die beschlossene Resolution betrifft, des sachlichen, prinzipiellen und taktischen Untergrunds der jüngsten Preßpolemik erklärt, war betreffs der Überweisung kritischer Untersuchungen des Parteiprogramms an die „Neue Zeit“ und der Verpflichtung der Parteipresse, die prinzipielle Aufklärung entsprechend unserem Programm im Sinne der Dresdener Resolution zu fördern: das wird sicherlich der gesunden inneren Entwicklung der Partei frommen. Es ist geeignet, die theoretischen Studien aus der Misachtung emporzuheben, der sie in weiten Parteilreisen anheimgefallen sind, dem modischen Gerede zu steuern, das jede Auseinandersetzung über prinzipielle und taktische Probleme als Akademikerspielerei verschreit, das Ansehen und die Verbreitung des wissenschaftlichen Organs der Partei zu heben und durch das alles wie durch die geforderte feste Haltung der Parteipresse zur theoretischen Schulung der Genossen und zur Einheit der Partei beizutragen.

Mit Gemühtung darf die Sozialdemokratie auf das Werk ihrer letzten Tagung zurückblicken. Es hat im Zeichen des schärfsten Klassenkampfes gestanden, die Partei entschieden einen guten Schritt weiter nach vorwärts, nach links gebracht, und in ihr lebendige Kräfte der revolutionären Erkenntnis und Energie zum Bereitsein aufgerufen. In festgegliederten Reihen, kampfesgerüsteter als je schreitet die Sozialdemokratie der Zukunft, ihren Schlachten und Siegen entgegen.

Jugend und Sozialismus.

XI.

Wie vorauszusehen war, ist der erste Teil der Krügerschen Anregung: die Kinder zwischen 10 und 14 Jahren in den Jugendorganisationsplan einzubeziehen, allenthalben auf Widerstand gestoßen. Meines Erachtens mit Recht; denn wie die Dinge nun einmal liegen, fällt es schon schwer genug, in Preußen-Deutschland an die der Schule Entwachsenen heranzukommen, geschweige denn an die der Schule noch mit Leib und Seele verschriebene Jugend. Es empfiehlt sich aber nach allen Erfahrungen, einen sonst brauchbaren Vorschlag, wie den des Genossen Krüger, gleich von vornherein alles Weiteres zu entkleiden, das ihn auch nur teilweise zum Scheitern zu bringen vermöchte.

Unsere Schul-„Disziplin“ verfügt über so viele Mittel und Mittelchen, daß sie ohne weiteres Bestrebungen, die ihr nicht in den Kram passen, den Garaus zu machen imstande ist. Es soll hier nicht von den Schikanen gegen die Jugendabteilungen der Arbeiterturner die Rede sein, noch von den Schwierigkeiten, die man den Jugendbildnern der freireligiösen Gemeinden gemacht hat; es sei nur gestattet, eines

Vorfalles zu gedenken, der den meisten Lesern und Leserinnen der „Gleichheit“ unbekannt sein dürfte: Die Ortsgruppe Erfurt des Deutschen Arbeiterabstinenzbundes gründete im August 1904 eine Jugendabteilung für Kinder zwischen 10 und 14 Jahren. Man engagierte eine geeignete Erzieherin, die Kinder wurden einmal wöchentlich des Nachmittags von 4 bis 6 Uhr unterrichtet, es wurden Spiele und Spaziergänge veranstaltet; die Eltern durften den Zusammenkünften beiwohnen. Raum aber hatten die Vorlesungen und kleinen Vorträge, die gemeinsamen Spaziergänge und Spiele begonnen, da fing Schule und Polizei zu schnüffeln an. Die Kinder wurden von den Lehrern auf höheren Befehl ausgehört; an diejenigen, die sich zur „Mitgliedschaft“ bekannten, erging das Verbot, die Veranstaltungen der Jugendabteilung ohne Begleitung der Eltern zu besuchen, Geheimpolizisten fanden sich zu den Belehrungsabenden ein und begleiteten die Kinder auf ihren Ausflügen! Dazu kamen unaufhörlich polizeiliche Vorladungen der leitenden Genossen, so daß der guten Sache im Handumdrehen der Todesstoß verfehlt war. Um diese Mitteilungen übrigens voll würdigen zu können, muß man wissen, daß in den „Jugendtempeln“ der politisch „neutralen“ Guttempler zurzeit etwa 6000 Kinder organisiert sind, ohne daß seitens der Polizei oder Schulbehörden Schwierigkeiten oben geschilderter Art gemacht würden!

Wir haben überhaupt mit einer Periode der Reaktion in Bildungsfragen zu rechnen; hat man doch ganz kürzlich erst den traurigen Mut gehabt, aus der moderigen Rumpelkammer der Vergangenheit den berühmtesten Artikel 22 der preussischen Verfassung hervorzukramen, jenen Artikel, der da lautet: „Unterricht zu erteilen und Unterrichtsanstalten zu gründen und zu leiten, steht jedem frei, wenn er seine sittliche, wissenschaftliche und technische Befähigung den betreffenden Staatsbehörden nachgewiesen hat.“ Wer unsere „betreffenden Staatsbehörden“ auch nur einigermaßen kennt, der weiß, daß nach ihrer Ansicht Sozialdemokraten und ähnliche Verbrecher von vornherein nicht die sittliche Befähigung haben, unsere Jugend zu bilden und zu unterrichten.

Wir sehen daher, daß bei unseren jämmerlichen Rechtszuständen auch Gründungen ohne Vereinscharakter, also Jugendheime und dergleichen, nicht bestehen können, wenn es den Nachhabern beliebt, mit Hilfe einer der unzähligen Schlingen und Fufangeln unserer Gesehe, Erlasse, Verfügungen, Bestimmungen, Verordnungen, Kabinettsordres usw. den schulpflichtigen Kindern und — was sehr wichtig ist — deren Angehörigen die Teilnahme an den betreffenden Privatinstitutionen zu verbieten oder wenigstens zu vereiteln.

Es wäre schon sehr viel gewonnen, wenn unsere Organisationen sich an die Kinder heranmachen da, wo die wohlwollendsten Schul- und sonstigen Behörden „nix tau seggen“ haben: bei der Maifeier, auf Sommerfesten und ähnlichen Veranstaltungen. Leider liegt hier aber alles im argen. Wenn das Vergnügungskomitee bei derlei Anlässen jedem Kinde eine Papiermütze und -schärpe oder eine Stodlaterne mit Lassalles, Marx', Engels', Bebels oder Singers meist recht mäßig getroffener Konterfei gratis in die Hand drückt und am Abend einen Fackelzug veranstaltet; wenn es ein Freibillett zum Schaukeln oder Karussellfahren verabfolgt, einen „Bonbonregen“ herniederprasseln läßt oder gar für Auffstellung eines Kasperlestheaters sorgt, dann glaubt es, mehr als seine Pflicht und Schuldigkeit getan zu haben! Hier einzutreten, das Kinderfest zum wichtigen, liebevoll und sorgfältig vorbereiteten Bestandteil unserer Parteitafel zu machen, das verlohnte sich schon der Mühe, das wäre eine Aufgabe, die es verdiente, eingehend geprüft und studiert zu werden.

Ist nach allem der Widerspruch gegen den ersten Teil der Krügersehen Ausführungen begreiflich und erübrigt es sich infolgedessen, auf deren Details näher einzugehen, so muß es wundernehmen, daß sich gegen den zweiten Teil, der von der schulentsprechenden Jugend handelt, einige der Einwände gemacht werden konnten, die in Nr. 16 der „Gleichheit“ erhoben worden sind. Genosse Dr. Frank will die Agitation unter der Jugend in die Hand von Vertrauenspersonen gelegt wissen, die „in allen Bundesstaaten, in denen Polizeiverbote nicht zu befürchten sind, Jugendorganisationen zu gründen“ hätten. Sehr gut! Aber wie wird's in den Bundesstaaten, in denen Polizeiverbote doch zu befürchten, ja mit tödlicher Sicherheit zu erwarten sind? Da bleibt wohl alles beim alten? Das wäre traurig, doppelt traurig, weil ja im allgemeinen die Landestelle, in denen sich der Verwirklichung des Projektes, die Jugend für unsere Ideen zu gewinnen, die schwersten Hindernisse in den Weg stellen, eben gerade diejenigen sein werden, in denen unsere Propaganda sowieso schon unter den schlimmsten und widerwärtigsten Schikanen der vereinigten Reaktionsmächte zu leiden hat.

„Der Plan des Genossen Krüger ist nur an einzelnen großen Parteiorten durchführbar.“ Allerdings! Aber das versteht sich ja von selbst. Wir haben es eben mit einem Experiment zu tun, das natürlich nicht von den kleinsten und schwächsten, sondern von den großen und starken Organisationen gewagt werden muß. Glück's, so mögen die anderen — auch die kleineren — daraus lernen; scheitert's, so haben starke Vereinigungen kaum einen Schaden, während schwache durch Mißglücken solcher Versuche leicht selber zugrunde gehen könnten. Der große Berliner Arbeiterturnverein „Fichte“ hat das bekannte Experiment: Lauende von Kindern zum Spiele unter sorgfältiger fachmännischer Aufsicht zu vereinigen, in glücklicher Weise durchgeführt. Was ihm möglich war, konnte ein beliebiger Provinzialverein selbst beim besten Willen natürlich nicht leisten. Und wenn es „Fichte“ gelungen ist, zu zeigen, welcher dankbaren und

leicht zu erfüllenden Pflicht sich eigentlich der Berliner Magistrat unterziehen müßte, so hat „Fichte“ damit zugleich einen Teil der Aufgabe gelöst, auf die mit Recht Genossin Zieh in ihrer Polemik gegen Krügers Artikel hinweist.

Wer die Richtigkeit der letzten Ausführungen anerkennt, den kann der an sich richtige Einwand der Genossin Zieh nicht irren machen: daß in größeren Orten mehrere Heime nötig wären. Er ist nämlich sehr richtig und sehr unrichtig. Richtig wären mehrere Heime schon, aber für den Anfang würden wir alle wohl sehr zufrieden sein, wenn in einer deutschen Großstadt erst einmal ein einziges Heim erründe und gediehe. Richtig wären in Berlin zum Beispiel mehrere Gewerkschaftshäuser, und es existiert bloß eins! Richtig wären mehrere Arbeiterbildungsschulen, und mit Mühe und Not vegetiert eine! Richtig wäre an manchen Orten manches in vielen, vielen Exemplaren, und es besteht noch gar nicht, oder wenn es vorhanden ist, so sind wir schon heilfroh, es wenigstens in einem einzigen Exemplar zu besitzen!

Also seien wir nicht katholischer als der Papst, bureaukratischer als die Bureaukraten. Als Genosse Rühle mit seinem bekannten Vorschlag zur Hebung der Arbeiterbildung kam, da wurde so viel debattiert, theoretisiert, kritisiert, daß schließlich — wie es scheint — die ganze Geschichte einfach im Sande verlaufen ist. Machen wir doch hier nicht denselben Fehler. Frisch ans Werk! Laßt uns, statt viel zu reden, etwas schaffen — so oder so; ist es verbesserungsbedürftig, muß es umstürzenden Änderungen unterworfen werden, dann wird sich das schon finden, wenn wir uns erst nach berichtigtem Muster aus dem Stadium der „Erwägung“ und der „Überweisung als Material“ zum Stadium der „Berücksichtigung“ durchgerungen haben.

Georg Davidsohn.

XII.

Es ist ohne weiteres einleuchtend, daß es von der höchsten Wichtigkeit für die Sozialdemokratie ist, eine Antwort auf die Frage zu finden: Wie kann die Jugend für den Sozialismus gewonnen werden?

Die Jugendheime, deren Gründung Genosse Krüger fordert, wären gewiß eine schöne Sache, allein meines Erachtens stehen ihrer Verwirklichung große Hindernisse im Wege. Uns fehlen, um nur eines herauszugreifen, die Räumlichkeiten und Mittel, welche konfessionellen und anderen Gründungen ähnlicher Art zur Verfügung stehen. Uns wird nicht die Unterstützung zuteil, die Bestrebungen gewährt wird, welche den Geist unserer Jugend im Banne der Kirche, des Geldsacks und des Militärstaats halten sollen. Alle erforderlichen Mittel müßten wir aus eigener Kraft aufbringen, und das aus dem schmalen Beutel der Männer und Frauen, welche das Kapital ausbeuten. Ob das möglich ist, dahinter muß mehr als ein Fragezeichen gesetzt werden. Wie schwer es halten würde, zumal in den kleineren Orten, Frauen zu finden, welche sich der Arbeit in den Jugendheimen widmen wollten und widmen könnten, das ist schon wiederholt hervorgehoben worden. Man bedenke, wie rückständig vielerorts noch die Frauen sind, und wie wenig hier und da die Genossen danach streben, sie aufzuklären und zur Mitarbeit im Dienste der Bewegung heranzuziehen, ja umgekehrt, wie sie die Frauen als minderwertig zurückweisen. Zu der Frage nach der Möglichkeit von Jugendheimen kommen aber auch noch die grundsätzlichen Einwände, welche Genosse Schulz in seinem Artikel dargelegt hat.

Aber lassen wir alles beiseite und nehmen wir an, daß Jugendheime und Jugendorganisationen geschaffen werden. Was können sie leisten, wenn die Frau, die Mutter nicht für den Sozialismus gewonnen ist, und wenn sie in Unverständnis und Feindseligkeit vernichtet, was in das Herz, den Geist der Jugend gepflanzt werden soll? Meiner Ansicht nach kann die Jugend nur für den Sozialismus erzogen werden, wenn auch die breiten Massen der Frauen für ihn und durch ihn erzogen worden sind. Niemand lebt im allgemeinen einen so starken Einfluß auf das Kind aus, als die Mutter. Was sie ihm lehrt, und vor allem was sie ihm vorlebt, das wirkt meist lebendig in ihm nach, das ist eine Macht, die seinem Empfinden und Denken die Richtung gibt. Unausrottbar wird das sozialistische Ideal in unserer Jugend einwurzeln, wenn die Mutter es ist, die es von frühester Jugend an in den zarten Seelen hegt und pflegt. Die Aufklärung der Proletarierinnen ist daher ein erster und unerläßlich notwendiger Schritt, wollen wir, daß ein Geschlecht von Kämpfern für den Sozialismus heranwächst. Jeder, der sich für die Jugendfrage ernstlich interessiert, hat die Pflicht, sie mit aller Kraft zu fördern. Das sollten sich vor allem die Genossen gesagt sein lassen — ihre Zahl schrumpft ja erfreulicherweise immer mehr zusammen —, welche die gleichberechtigte Mitarbeit der Frauen in der Bewegung mit mißtrauischen oder scheelhen Blicken ansehen, und für welche die Praxis der sozialistischen Auffassung noch immer vor der Schwelle ihres Heims Halt macht. Wenn die Genossen überall mit voller Energie und Freudigkeit die Bestrebungen unterstützen, die Frauen zur Erkenntnis ihrer Pflichten und Rechte innerhalb der sozialistischen Bewegung zu erwecken, sie mit dem Wissen auszurüsten, das Kraft und Begeisterung für unsere Kämpfe gibt, dann helfen sie eine breite und unzerstörbare Grundlage schaffen für die sozialistische Überzeugung des heranwachsenden Geschlechtes. Lassen sich unsere Genossen nicht durch kleinliche Bedenken und altersgraue Vorurteile von dieser Unternehmung zurückhalten, lassen sich unsere Genossinnen nicht beirren und entmutigen, wenn ihre Arbeit Schwierigkeiten begegnen! Legen wir alle Hand ans Werk. Wer die Frauen hat, hat die Jugend und damit die Zukunft.

Franziska Kuppe, Mühlburg b. Karlsruhe.

Woher kommt der Profit?

II.

Angenommen, der durchschnittliche Profit, um den jeder Verkäufer seine Ware verteuert, betrage 20 Prozent, so wird der Tisch, den der Möbelhändler für 20 Mk. verkauft, nur 16 Mk. wert sein. Was tut nun aber der Möbelhändler mit dem Goldstück, in dem 4 Mk. Profit stecken? Er kauft dafür wieder andere Waren. Zum Beispiel einen Sack Mehl. Aber der Mehlhändler muß ja auch seine 20 Prozent Profit haben, er kann ihm folglich für das Zwanzigmarkstück auch nur einen Sack Mehl geben, der 16 Mk. wert ist. Und was ergibt sich als Resultat des ganzen Handels? Für den Tisch, der 20 Mk. wert war, hat der Möbelhändler einen Sack Mehl bekommen, der ebenfalls 16 Mk. wert ist. Er ist um feinen Pfennig reicher geworden. Der Profit ist damit nicht erklärt. Die Sache läme darauf hinaus, daß nicht die Waren zu teuer, sondern jedes Goldstück um 20 Prozent zu billig verkauft würde, womit die Tatsache, daß Gold- und Silbergruben häufig einen sehr hohen Profit abwerfen, schlecht stimmt.

Aber ist es nicht trotzdem möglich, daß der letzte Käufer, der Konsument, den Profit sämtlicher Verkäufer aufbringt? Gewiß muß jeder Verkäufer auch selbst wieder kaufen, was er für sich braucht, und dabei Profit an andere zahlen. Aber schließlich verkauft er doch viel mehr, als er für seinen eigenen Gebrauch kauft. Seine Bereicherung auf diesem Wege scheint also doch wohl ganz gut erklärlich.

Führen wir uns zunächst einmal vor Augen, um was für Beträge es sich da handeln würde. Wie würde sich zum Beispiel für den Konsumenten der Preis eines Baumwollhemdes stellen unter der Annahme, daß der Durchschnittsprofit 10 Prozent betrage, was recht mäßig ist.

Zuerst produziert der Baumwollplanzer in Amerika einen Ballen Baumwolle, der 100 Mk. wert ist, und verkauft ihn an den Spinner für 110 Mk. Dieser setzt durch seine Spinnarbeit der Baumwolle neuen Wert zu. Jedoch wollen wir, um die Rechnung nicht zu erschweren, diesen neuen Wert außer acht lassen. Was der Spinner mit 110 Mk. bezahlt hat und was in Wirklichkeit nur 100 Mk. wert ist, setzt er mit 121 Mk. in Rechnung. (Seine neu geleistete Arbeit berechnet er noch außerdem und zwar ebenfalls mit 10 Prozent Aufschlag.) So muß der Weber, der das Garn kauft, bereits mit 121 Mk. bezahlen und dann seinerseits im Stoff mit 133,10 Mk. berechnen, was nur 100 Mk. wert ist! Vom Weber kauft der Hemdenfabrikant und muß, wenn er die fertigen Hemden an den Großhändler verkauft, bereits 146,40 Mk. für den gleichen Wert verlangen. Selbst wenn wir nun annehmen, daß das Publikum seine Hemden vom Großhändler kauft, so würde es 161,05 Mk. zu zahlen haben für etwas, das nur 100 Mk. wert ist! Welch enorme Ver-teuerung! Und dabei haben wir viel zu mäßig gerechnet. In Wahrheit schiebt sich zwischen Planzer und Spinner, zwischen Spinner und Weber, zwischen Weber und Hemdenfabrikant, zwischen Großhändler und Konsument noch mindestens je ein Zwischenhändler. Meist sind es sogar mehrere. Berücksichtigen wir nur die hier genannten, so kommt schon ein Preis von 236,80 Mk. heraus. Ferner ist der Profit von 10 Prozent außerordentlich niedrig. Es gibt Geschäftszweige, in denen er 33 Prozent und mehr beträgt. Das alles sind Tatsachen. Und zieht man sie mit in Rechnung, so läme vielleicht ein Betrag von 400 Mk. heraus, den das Publikum für einen Gegenwert von nur 100 Mk. zahlen müßte, wenn es alle Profite auf diesem Wege aufbringen sollte.

Gewiß ist das riesig. Aber gleichwohl, wenn man sieht, wie ausgepowert die Massen des Volkes sind und wie viel andererseits tatsächlich im Handel betrogen wird, so mag es immerhin nicht undenkbar erscheinen, daß der Profit auf diesem Wege entsteht. Fassen wir deshalb das laufende Publikum ins Auge, um zu sehen, ob es solche Profite aufbringen kann.

Woher bekommt das Publikum selbst das Geld, womit es kauft? Da unterscheiden sich deutlich drei Gruppen: erstens die Leute, die selbst Verkäufer sind. Diese können hier nicht in Betracht kommen; denn wir haben schon gesehen, daß sie viel weniger kaufen als verkaufen. Ihr Einkommen ist es ja gerade, dessen Herkunft erklärt werden soll. Das kann natürlich nicht geschehen durch ihr Einkommen selbst. Zweitens solche, die von ihrer Arbeit leben, und drittens solche, die arbeitsloses Einkommen haben. Der Kürze wegen wollen wir die zweite Gruppe Arbeiter und die dritte Rentiers nennen, bemerken aber ausdrücklich, daß zu den Arbeitern in diesem Falle alle gehören, die für ihre Arbeit bezahlt werden, also auch die Lehrer, Ärzte, Beamten usw., und zu den Rentiers alle, die ein Einkommen ohne Gegenleistung genießen, ob es nun aus Renten, Zinsen, Dividenden, Staatspapieren oder sonstwoher stamme.

Betrachten wir zuerst die Rentiers. Herr Schulze lebt von den Zinsen seines Kapitals. Er hat sein Vermögen in das Geschäft des Herrn Müller gesteckt, um das er sich weiter nicht kümmert. Er ist zufrieden, wenn ihm Herr Müller alle Jahre seine Zinsen zahlt. Woher jedoch nimmt Müller die Summen, die er jährlich an Schulze als Zinsen zahlt? Aus seinem Profit. Würde er mit eigenem Geld arbeiten und nicht nötig haben, Zinsen zu zahlen, so würde sein Profit um so größer sein. Genau so sieht es mit allen Renten, Zinsen, Dividenden usw. Sie werden gezahlt aus dem Profit der Händler und Fabrikanten. Sie sind ein Teil des Profits, nichts weiter, und können demnach dessen Ursprung nicht erklären. Es mag schon sein, daß Schulze nachdem er seine Zinsen bekommen, von Müller zum Beispiel einen Pelz kauft und dabei um das Drei- bis Vierfache überzahlt wird. Aber dann holt sich Müller durch die Gaunerei nur einen Teil dessen zurück, was er selbst zuvor

an Schulze gegeben. Damit Schulze überhaupt etwas kriegen kann, muß der Profit bei Müller schon da sein. Und das gilt für sämtliche Rentiers. Sie könnten keinen Pfennig Renten, Zinsen usw. kriegen, wenn nicht vorher die Händler und Fabrikanten ihren Profit schon gemacht hätten.

Wie steht es mit den Arbeitern? Sie sind es, die durch ihre Arbeit allen Wert schaffen. Aber er ist nicht ihr Eigentum, sie bekommen nur ihren Lohn. (Die Lehrer, Beamten, Ärzte usw. ebensogut wie die Fabrikarbeiter.) Wenn sie mit dem Lohn kaufen, was sie brauchen, so werden sie oft überteuert, das ist unbestreitbar. Unbestreitbar ist auch, daß manch einzelner Kaufmann von solcher Übervorteilung einzelner Arbeiter ausschließlich existieren mag. Aber lassen wir nicht einzelne Personen, sondern die gesamte Arbeiterklasse ins Auge, so sind drei Fälle möglich: entweder der gesamte Lohn, den sie erhält, ist genau ebenso groß wie der Wert der Waren, oder er ist größer, oder endlich kleiner. Ist er genau ebenso groß, so können die Arbeiter offenbar für die Waren nur genau so viel zahlen, wie sie wert sind, und nicht einen Pfennig mehr. Ist er größer, so ist der überschüssige Betrag arbeitsloses Einkommen, und es gilt für ihn dasselbe, wie für die Renten und Zinsen: es kann nur aus dem Profit der Händler und Fabrikanten genommen sein, nicht aber dessen Ursprung erklären. Endlich, wenn er kleiner ist (und das ist er in Wirklichkeit), so ist es ganz undenkbar, daß die Arbeiter in ihrer Gesamtheit mehr bezahlen, als die Waren überhaupt wert sind. Sie haben es ja gar nicht.

Man sieht also, die Annahme, daß die Waren nicht zu ihren Werten, sondern teurer verkauft werden, bringt uns keinen Schritt weiter. Gewiß kann es uns nicht einfallen, das häufige Vorkommen dieser Tatsache zu bestreiten. Aber die Entstehung des Profits hat damit nichts zu tun. Er entsteht offenbar auch dann, wenn die Waren reell zu ihren Werten verkauft werden. Und wir werden zu der Schlussfolgerung gedrängt, daß der Profit überhaupt nicht im Handel entsteht. Aus der Übervorteilung im Handel kann er jedenfalls nicht erklärt werden.

Noch ein Ausweg scheint möglich. Auch im Handel wird gesellschaftlich notwendige Arbeit verrichtet, die Wert schafft. Die Tätigkeit des Kaufmanns kann nicht entbehrt werden. Es muß jemand sein, der dafür sorgt, daß in Amerika zur rechten Zeit so viel Baumwolle gepflanzt und geerntet wird, wie die englischen Spinnereien brauchen; es muß sich jemand darum kümmern, daß alle Lebensmittel in genügender Menge hergestellt und auch verteilt und an die Stellen geschafft werden, wo jeder einzelne Konsument sein viertel oder halbes Pfund, je nach Bedarf, holen kann. Wer da glaubt, der ganze Kaufmannstand sei überflüssig, der irtet sich ganz gewaltig. Wichtig ist nur, daß es heute viel zu viel Kaufleute gibt, und daß in diesem Verus eine enorme Menge Arbeit unnützlich verschwendet wird. Aber ein gewisses Quantum kaufmännischer Arbeit ist notwendig und schafft Wert. Sollte nicht dies der Wert sein, der den Profit ausmacht?

Auch das ist nicht der Fall. Diese notwendige Arbeit wird zumeist gar nicht von denen geleistet, die den Profit einstecken, sondern von Angestellten. Und auch wo der Besitzer selbst den Betrieb leitet, richtet sich die Größe seines Profits nicht nach der Menge notwendiger Arbeit, die er leistet, sondern nach ganz anderen Gründen. Man stelle sich zwei vollkommen gleiche Geschäfte vor, deren jedes 100 000 Mark jährlich abwirft. Das eine wird vom Besitzer geleitet, das andere als Aktienunternehmen von einem Direktor, der 20 000 Mark Gehalt bekommt. Will man nun selbst annehmen, daß die Arbeit der kaufmännischen Leitung jährlich einen Wert von 20 000 Mark schafft, so bleiben immer noch 80 000 Mark übrig, und die sind erst der Profit.

Es bleibt also nichts anderes übrig, wir müssen zugestehen, daß der Profit im Handel überhaupt nicht entsteht, und müssen ihn anderswo suchen.

Julian Vorhardt

Über Schulgesundheitspflege.

Von Dr. Zadel.

III.

Durch die größere Betonung gesundheitlicher Forderungen sind die Pädagogen gezwungen worden, auf manche Einrichtung im Schulplan zu verzichten, ohne welche sie sich diesen früher kaum hätten denken können, zum Beispiel auf das Sehen der Schüler nach ihren Leistungen. Es mag vom erzieherischen Standpunkt aus gewiß wünschenswert sein, im Besfeln des Platzes, im Aufträgen und Überbringen der Vordermänner — bei der schnellen Fragebeantwortung, beim Kopfrechnen, bei schriftlichen Klassenarbeiten usw. — ein Mittel zu besitzen, den Ehrgeiz der Kinder zu wecken, eine größere Schnelligkeit im Denken, eine verstärkte Arbeitsintensität zu erzielen und damit vorbildlich zu wirken für den Konkurrenzkampf im späteren Leben der Menschen. Diese Vorteile lassen sich jedoch auch auf anderem Wege erreichen und müssen auf anderem Wege erreicht werden, da gewichtige Gründe der Gesundheitspflege gegen diese althergebrachte Einrichtung sprechen. Zunächst gibt es wohl in jeder Klasse Kinder, die vom Lehrer sorgfältiger beobachtet werden müssen als andere, und die deshalb zweckmäßig in seiner Nähe sitzen; weiter solche, die infolge von Schwerhörigkeit, Kurzsichtigkeit und anderen Fehlern auf die erste Bank gehören, um nicht beim Unterrichte zurückzubleiben. Vor allem aber haben wir es bei den Schülern einer Klasse immer mit verschieden großen Kindern zu tun, für welche unmöglich ein und dieselbe Schulbank paßt, die vielmehr nach ihrer Größe gesetzt werden muß, damit ihre Beine den Fußboden berühren und Gesundheitsschädigungen infolge schlechter Haltung: Verküm-

mungen der Wirbelsäule, Einschlafen der Beine, Kurzsichtigkeit usw. vermieden werden. In jeder Klasse müssen deshalb mindestens drei verschiedene Bankgrößen existieren für besonders kleine, besonders große und mittelgroße Schüler. Damit ist aber das Sehen der Kinder nach ihren Leistungen unvereinbar.

Die Schulbankfrage selbst ist eine überaus wichtige, kommen doch außer der verschiedenen Körpergröße der Schüler noch andere gesundheitliche Gesichtspunkte in Betracht: die Kinder müssen bequem und aufrecht sitzen, das Kreuz unterstützt durch die Rückenlehne; sie müssen die Möglichkeit haben, schnell aufstehen zu können, wenn sie gefragt werden, ohne daß die Tischplatte sie daran hindert; sie müssen beim Schreiben beide Arme auf die Tischplatte auflegen können und die Augen in einer Mindestentfernung von 30 Zentimeter vom Lesebuch und Schreibheft halten. Zumeist finden wir in unseren Volksschulen Bänke, die allen Forderungen der Gesundheitspflege hohnsprechen, sogar Bänke mit einer positiven Distanz, das ist Abstand, zwischen hinterer Tischkante und vorderem Bankrand, und daraus ergeben sich schwere körperliche Schädigungen, insbesondere die namentlich bei Mädchen so häufigen Verkümmungen der Wirbelsäule und die besonders auf den höheren Schulen so verbreitete Kurzsichtigkeit.

Außerdem ist zumeist die Überwachung der Körperhaltung der Kinder, insbesondere beim Schreiben, durch die Lehrer in der Schule, durch die Mutter im Hause eine ganz ungenügende. Ellbogen und Tischplatte sollen in einer Höhe liegen, durch Auflegen auch des linken Armes beim Schreiben der Erhöhung der rechten Schulter und damit der Schiefstellung der Wirbelsäule entgegengewirkt werden; beim Lesen ist der Rücken anzulehnen, der Kopf aufrecht, das Buch schräg zu halten, respektive durch ein Leseputz oder untergelegte Bücher zu unterstützen, auf Einhaltung der Mindestentfernung zwischen Auge und Heft oder Lesebuch und auf gutes Tageslicht, am besten von links einfallend, zu achten.

Daneben ist, besonders nach längerem Sitzen, auf ausgiebige Bewegung in freier Luft, auf Freiübungen und Bewegungsspiele Wert zu legen, um die Schäden der einseitigen Körperhaltung wieder auszugleichen. Es ist kein Zufall, wenn wir die Nackgratsverkümmungen so viel häufiger bei Mädchen als bei Knaben finden. Während letztere ihre freie Zeit fast ständig in der Luft zubringen, durch Turnen, Schwimmen, Wettkämpfe und -laufen, Wanderungen und Sport aller Art für die allseitige Kräftigung ihrer Muskeln, für die Geradhaltung des Rumpfes, für Vertiefung der Atmung und Beschleunigung des Blutumlaufes sorgen, wachsen unsere Mädchen, dank einem nur schwer auszurottenden Vorurteil, als Zimmerpflanzen auf, bleichsüchtig und nervös, mit schwachen Knochen und schwachen Muskeln; bringen ihre schulfreie Zeit mit Handarbeiten und anderen sitzenden Beschäftigungen zu, womöglich noch eingeschnürt in ein entsetzliches Schnürlächchen mit Stahl- und Fischbeinstangen, das jede vertiefte Atmung erschwert, Magen, Leber und den knöchernen Brustkorb zusammenpreßt und verbildet. Dadurch wird ebenso die gesunde Entwicklung der Brust gehindert wie die Tätigkeit der langen Rückenmuskeln beeinträchtigt, deren Aufgabe es gerade ist, die Wirbelsäule aufrecht zu erhalten und Abweichungen vom normalen Bau des Skeletts zu verhüten. Kommt dazu noch die solch schwächlichen Schulmädchen mit Vorliebe zugemutete Aufgabe, kleinere Geschwister auf dem Arme zu tragen, wozu fast stets nur der linke gebraucht wird, so gibt eben die einseitig belastete Seite mehr und mehr nach, es kommt zum Feststehen der linken, zum Hochstand der rechten Schulter, und die Mißbildung, die Nackgratsverkümmung ist fertig.

Wie in schulhygienischer Hinsicht überhaupt, so auch besonders mit Bezug auf diese unnatürliche und unvernünftige Benachteiligung des weiblichen Geschlechtes lassen sich in letzter Zeit Anfänge einer Besserung bemerken. Turnen und Turnspiele kommen mehr und mehr auch bei Schulmädchen in Aufnahme, die Bestrebungen nach Reform der weiblichen Kleidung, insbesondere Abschaffung des Korsetts, nach Gleichstellung mit dem Mann in Erlernung des Schwimmens, Radfahrens usw. gewinnen mehr und mehr an Boden. Aufgabe des Hauses muß es sein, mit dem althergebrachten Schlenkrian zu brechen und den Schulmädchen die nämliche Freiheit der Bewegung und körperliche Übung zu verschaffen wie den Schulknaben; insbesondere ist das Sitzen, Handarbeiten, Kindertragen — je nach der körperlichen Beschaffenheit — entweder ganz abzuschaffen oder auf ein so geringes Maß zu beschränken, daß die durch den Unterricht etwa geschaffenen Schädigungen des wachsenden Körpers in der schulfreien Zeit jedenfalls nicht noch weiter verstärkt werden.

Ratholische Arbeiterinnenvereine.

Ihr Frauen, herbei zur Hochhaltung, zur Verteidigung der christlichen Weltanschauung! so klingt es im Zentrum. — Unbemerkelt begann schon seit Jahren, was uns die leztvergangene Zeit deutlicher zeigte, und was der Straßburger Kongreß endgültig zu offenem Ausdruck brachte: eine veränderte Stellungnahme der katholischen Kirche, des Zentrums zur vielgeschmähten Frauenfrage. Zwar hat gerade das Zentrum niemals die einflussreichen Kräfte der Frauen unterschätzt, es hat sie stets sehr klug zu benutzen verstanden, Macht und Einfluß innerhalb der Familie und damit innerhalb der Gesellschaft, des Staates sich zu sichern. Die gläubige katholische Frau, die regelmäßig zur Kirche und zum Weichstuhl pilgert, ist eine absolut zuverlässige Stütze für die Machtstellung der katholischen Kirche, will sagen der Zentrumsparthei. Aber die Verhältnisse, welche

die kapitalistische Produktionsweise schafft, haben die Frauen aus dem Frieden der häuslichen vier Wände herausgerissen und sie mitten hineingeschleudert in den brutalen Kampf ums Dasein, in das Erwerbs- und Produktionsleben. Die grausame Wirklichkeit der Erwerbsnotwendigkeit zwingt allmählich mit ihrer unerbittlichen Logik auch die Frauen, ihre Augen vom überirdischen Jenseits abzuwenden und sie um so ausschließlicher für das mühevolle Diesseits zu gebrauchen. Bekümmerten Herzens mußte die Zentrumsparthei erfahren, daß unter dem ehernen Zwange der wirtschaftlichen, der sozialen Verhältnisse ihre treuen Anhänger, die christlichen Gewerkschaften, sich schon erklärten, andere Wege zu wünschen, als sie den seelsorgerischen Politikern geboten dünkten; daß sie sogar vor einer Berührung mit den „sozialdemokratischen“ Gewerkschaften durch die Macht des Glaubens nicht mehr gefeit schienen. Das Zentrum mußte mehr erleben. Sozialdemokratische Agitatoren und Agitatorinnen trugen Aufklärung, Bildung, Begehren auch in die Reihen der proletarischen Frauen, der Arbeiterinnen. Und sie hatten guten Erfolg. Der Ausbreitung der sozialistischen Ideen unter den Frauen des Volkes möchten die klugen Herren gerne vorbeugen, und in durchaus richtiger Würdigung der Verhältnisse entschließen sie sich, der Frauenbewegung nach Tunlichkeit entgegenzukommen. Sie wollten die sich in der Welt des Katholizismus regenden Frauenkräfte in die Bahnen des kirchlichen Interessendienstes lenken und mit ihrer Hilfe die Proletarierinnen, die Arbeiterinnen des katholischen Deutschlands der Kirche, dem Einfluß des Zentrums erhalten. Die Kirche kennt ihre suggestive Macht auf die Frauen und hat sie in den letzten Jahren mehrfach mit dem glücklichsten Erfolge erprobt an Persönlichkeiten, die mit heißem Ernste in den vordersten Reihen kämpften. Die neuen Arbeiterinnen von Elisabeth Gnaul-Kühne zum Beispiel haben die klar ersichtliche Tendenz, der Kirche zu dienen. Besonders gilt das von ihrer letzten Broschüre: „Zur Einführung in die Arbeiterinnenfrage“, durch welche sie die Frauen der gebildeten Kreise dafür interessieren will, sich mit den Arbeiterinnen zu beschäftigen, sie in Organisationen zu sammeln und sie darin unter dem Einfluß der katholischen Kirche zu halten. Im Anschluß an diese Arbeit schrieb der Generalsekretär des Verbandes der katholischen Arbeitervereine der Erzdiözese Köln, Dr. Otto Müller, eine Broschüre, in der er allen Arbeitern und Arbeiterinnen auf diesem Gebiet, den Geistlichen, Lehrerinnen, Klosterfrauen, insbesondere auch den Damen der besser situirten Stände, ein praktisches Handbuch bei der Entfaltung ihrer Wirksamkeit bieten will. Lehrreich und interessant ist, wie das Normalstatut der katholischen Arbeiterinnenvereine nach dem Herzen des Zentrums beschaffen ist. Alle katholischen Arbeiterinnenvereine müssen von einem geistlichen Herrn geleitet sein, der seine Vereinstätigkeit als eine Ergänzung der Seelsorge zu betrachten hat. Die Damen der Bourgeoisie sind nur die vollziehenden Helferinnen am Werke. Im Mittelpunkt eines jeden Vereins steht immer und überall die „Pflege wahrer Religiosität“, die durch gemeinsame Beteiligung an kirchlichen Veranstaltungen und Feiertlichkeiten, gemeinsame Kommunion, gemeinsame Veranstaltung von Exerzitien, religiöse Vorträge, religiöse Literatur usw. aufs beste gefördert werden muß. Schaffung von Wohlfahrtseinrichtungen, Sparkassen, Heimen, Hospizen und Gründung von hauswirtschaftlichen Kursen sind als weitere Mittel gedacht, die Arbeiterinnen an ihre Vereine zu fesseln. Die Gründung einer Bibliothek, die Verbreitung einer katholischen Arbeiterinnen-Zeitung wird zur Pflicht gemacht; für die Unterhaltung ist zu sorgen durch Veranstaltung von Deklamationen, theatralischen und gesanglichen Aufführungen. Daneben soll die geistige und fachliche Bildung durch soziale, allgemein bildende Vorträge, vor allem durch Belehrung über die sozialistischen Irrtümer und die Bestrebungen der christlichen Sozialreform gefördert werden. Sehr viel Zeit dürfte indes dafür den Vereinen neben allen kirchlichen, religiösen Pflichten und neben den hauswirtschaftlichen Kursen nicht übrig bleiben, besonders wenn die Unterhaltung zur Belebung des gemeinschaftlichen Sinnes nicht allzusehr vernachlässigt wird.

Um den Geist der seelsorgerischen Bestrebungen zur Organisation der Arbeiterinnen zu charakterisieren, genügt es, die Bücher aufzuzählen, die der Verfasser der Broschüre für die „Hausbibliothek der Arbeiterin“ vorschlägt: „Das Neue Testament“ 1,20 Mk.; „Handpostille“ 1 Mk.; „Das Leben der Heiligen“ 1,60 Mk.; „Modernes (apologetisches) ABC“, zwei Bändchen à 60 Pf.; „Katholischer Volkskatechismus“ 4,70 Mk.; „Schönheit der katholischen Kirche“ 1,25 Mk.; „Erklärung des heiligen Messopfers“ 1,50 Mk.; Thomas v. Kempis, „Vier Bücher von der Nachfolge Christi“, von 50 Pf. bis 2 Mk. und höher; „Pleithen“, ebenso erhältlich; „Beweis zum häuslichen Glück für Mädchen“ 75 Pf.; Klein, „Deutschlands Geschichte“ 3 Mk.; Dipe, „Was jedermann bezüglich der Invalidenversicherung wissen muß“ 25 Pf.; „Gesundheitspflege im täglichen Leben“ 1 Mk. Ich habe mich mit peinlicher Genauigkeit an die angegebenen Reihenfolge gehalten. Man sieht aus dieser Aufstellung deutlich, daß die Konservierung der Religiosität die Hauptsache, und daß sie — nicht eben wohlfeil ist.

Nach einer Aufstellung von Dr. Diefte (im Handbuch für Mädchenschul 1904) gab es vor einem Jahre 82 katholische Arbeiterinnenvereine mit ungefähr 70 000 Mitgliedern, die in Süddeutschland respektive Bayern ansehnliche Verbreitung gefunden haben, zum überwiegenden Teil aber den Rheinlanden angehören.

Die Dummelmänner sind eifrig an der Arbeit, die arbeitenden Frauen, unsere Schwestern, unsere Arbeitsgenossinnen festzubalten, festzuschmieden in der Kirche Nacht, sie durch die Sorge um das Heil ihrer Seele abwendig zu machen von der Beteiligung an dem Kampfe ihrer Brüder zur Er-

oberung einer gerechten, einer sozialistischen Gesellschaftsordnung, die schon auf Erden ein menschenwürdiges Dasein sichert. Diesen Bestrebungen gegenüber wollen wir uns verdoppelt, verzehnfacht bemühen, wollen wir in unverbrüchlicher Treue zusammenhalten, wollen wir uns neu geloben, nicht zu ermüden, nimmer aufzuhören im Kampfe für unser Evangelium, für den Sozialismus. Schon sehen wir unsere tapferen Genossinnen gerade in der Hochburg des Zentrums, im Rheinland und in Westfalen, in den vordersten Reihen stehen, noch gering an Zahl, aber treu und zäh bei der Arbeit. Mit der Zeit werden ihrer viele sein, die in den katholischen Gegenden Deutschlands mit ihnen arbeiten und kämpfen, die sich den Kämpferinnen für die sozialistische Gesellschaftsordnung in allen deutschen und außerdeutschen Ländern anschließen. Auch im „Kampfe um die Arbeiterin“ wird sich erfüllen, was der Dichter Lenau sang: „Das Licht vom Himmel läßt sich nicht versprengen, noch läßt der Sonnenaufgang sich verhängen mit Purpurmänteln oder dunklen Kutten.“ Unser muß die Arbeit sein, unser der Sieg!
 Lea Heiden-Deutschmann.

Aus der Bewegung.

Von der Agitation. Vom 16. bis 31. August fanden in Baden in Rintheim, Söllingen, Niesern, Brözingen, Mühlburg, Forchheim, Freiburg, Ruppurr, Sulach, Baden-Baden, Mörsch, Ettlingen, Huchensfeld, Gutingen, Ersingen und Aue öffentliche Versammlungen statt, in denen Genossin Wartenberg-Ottensen über das Thema sprach: „Was hat die Frau von der Sozialdemokratie zu erwarten?“ In Baden haben die Frauen das Recht, Mitglieder der politischen Organisationen zu sein, doch haben sich bis jetzt nur wenige den sozialdemokratischen Vereinen angeschlossen. Das erklärt sich vor allem aus zwei Ursachen. Seitens der Genossen ist bisher herzlich wenig geschehen, die Frauen politisch aufzuklären und zu organisieren. Die Geillichkeit läßt in Baden noch einen ganz bedeutenden Einfluß aus, und zwar gerade auf das weibliche Geschlecht. Es ist deshalb erfreulich, daß auch in Baden endlich eine systematische Agitation zur Aufklärung der proletarischen Frauen in Fluß zu kommen beginnt, und daß die Proletarierinnen selbst ihr wachsendes Bedürfnis nach Anteilnahme am öffentlichen Leben bekunden. In allen Versammlungen waren 20 bis 60 Frauen anwesend, in Mörsch sogar 135, und viele Zuhörerinnen folgten hinter den Fenstern und Türen mit gespanntester Aufmerksamkeit dem Vortrag. Dieser zeigte den Frauen des Volkes die Ausbeutung und Unterdrückung, welche die Arbeiterklasse durch den Kapitalismus erfährt. Er wies sie auf ihre Pflicht hin, zu lernen, dem Manne im wirtschaftlichen und politischen Kampfe eine treue Gefährtin zu sein, die Kinder im Sinne des Sozialismus zu erziehen und selbst — unberührt von dem Philistergeschwätz, daß die Frau sich um Politik nicht zu kümmern habe — furchtlos und treu im proletarischen Befreiungskampfe ihre volle Schuldigkeit zu tun. Man konnte den Frauen an den Augen ablesen, daß die Ausführungen der Referentin verstanden wurden und auf guten Boden fielen. Die Agitation brachte den Wahlvereinen neue Mitglieder, dem „Volkssfreund“ und der „Gleichheit“ Abonnenten, und zwar letzterer 118. Auch die Gewerkschaften gewannen durch sie neue Mitglieder, insbesondere der Fabrikarbeiterverband, dem in Forchheim 23, in Mörsch 39 Mitglieder beitraten. Hier hatte Arbeitersekretär Willi-Karlsruhe besonders die Mißstände erörtert, unter denen die vielen Frauen und Mädchen leiden, die in Karlsruhe in den Lumpenortieranstalten und in der Patronenfabrik beschäftigt sind. Daß in beiden Orten erzielte Resultat ist um so begrüßenswerter, als der Verband bisher in der ganzen Gegend, auch in Karlsruhe nicht, eine Zahlstelle besaß. Da die sozialdemokratische Agitation sich in den meisten Orten zum erstenmal an die Frauen wendete, sah man vorläufig noch von der Aufstellung weiblicher Vertrauenspersonen ab. Sie soll im Frühjahr geschehen, wo eine zweite Agitationstour stattfinden wird. Zweifellos werden dann geeignete Persönlichkeiten für das Amt vorhanden sein. Im allgemeinen trifft für die Verhältnisse der badischen Gegenden, in denen agitiert wurde, das zu, was Genossin Zieh in Nr. 15 der „Gleichheit“ über Württemberg schrieb. In den meisten Orten lebte die Bevölkerung noch vor 20 bis 30 Jahren von der Landwirtschaft, heute gehen fast sämtliche Männer und jungen Leute beider Geschlechter in die größeren Städte als Industriearbeiter, die landwirtschaftlichen Arbeiten werden in der Hauptsache von den Frauen besorgt, und auch diese strömen mehr und mehr der gewerblichen Tätigkeit zu. Unter diesen Bedingungen wird es großer Mühe und Ausdauer bedürfen, damit die politische und gewerkschaftliche Organisation feste Wurzeln schlägt. Die Genossen der Gegend werden jedoch alle Kräfte anspannen, um durch die begonnene Aufklärungs- und Organisationsarbeit die Frauen wie Männer der wertvollen Massen für die sozialistischen Ideale in den Kampf zu führen. Alma Wartenberg.

Um die Aufklärung und den Zusammenschluß der Proletarierinnen zu fördern, war die Unterzeichnete in letzter Zeit im Auftrage gewerkschaftlicher und politischer Organisationen agitatorisch tätig. Der Holzarbeiterverband hatte mehrere Versammlungen im oberen Erzgebirge einberufen, in Eppendorf, Freiberg, Marienberg und Reuhausen. Außer in Freiberg fanden sie auf freiem Felde statt und waren insgesamt glänzend besucht. In Marienberg goß es in Strömen, so daß die fünf- bis sechshundert Versammelten bis auf die Haut durchnäßt waren. Ist es nicht ein beachtetes Zeugnis, wie scharf in Sachsen die Klassenscheidung und der Klassenkampf ist, daß in vielen industriellen Gegenden

die Arbeiter noch immer nicht Lokaltäten erhalten, in denen sie sich im Dienste ihrer Interessen versammeln können? Der starke Besuch der Versammlung in Marienberg und die Fähigkeit, mit welcher die Versammelten der Ungunst der Witterung Trotz boten, beweist, wie groß das Bedürfnis nach Aufklärung in den Massen ist, und wie wenig es sich durch die bössartigen, kleinlichen Schikanen der Saatverweigerung erlösen läßt. Sehr gut war die Versammlung besucht, welche im Auftrage des Fabrikarbeiterverbandes in Rippien stattfand. Ihr wohnten auch besonders viel Frauen bei. Das Gleiche kann von der Mitgliederversammlung berichtet werden, welche die Zahlstelle Dresden des Sattlerverbandes abhielt. Das in allen genannten Orten behandelte Thema: „Die wirtschaftlichen Kämpfe und Aussperrungen“ gab Gelegenheit, eingehend die Notwendigkeit der gewerkschaftlichen Organisation für die Ausgebeuteten darzulegen. Mit der politischen Mißwirtschaft, welche die Klassenherrschaft der Besitzenden schafft, befaßte sich eine Versammlung in Gelsenau. Ihre Tagesordnung lautete: „Wirtschaftspolitik und Fleischnot“. Ihr wohnten auch Vieh- und Fleischhändler bei. Nach einer sehr lebhaften Debatte, die allgemeine Zustimmung zu den Ausführungen der Referentin brachte, ward eine Resolution angenommen, welche die sofortige Öffnung der Grenzen für die Vieheinfuhr forderte. Bemert muß werden, daß in Gelsenau, wie fast überall im Erzgebirge, ständige Fleischnot für das arbeitende Volk herrscht. Bei Schundblöhen von 4 bis 10 Mk. pro Woche, im günstigsten Falle von 12 bis 15 Mk., kann das nicht wundernehmen. Wie schrecklich nun aber die Teuerungspreise die Lebensbedingungen gestalten, das läßt sich leicht vorstellen. Die Unterernährung, der Hunger kommen in der erschreckend großen Zahl der Erkrankungen zum Ausdruck, welche die Krankenkassen im Erzgebirge verzeichnen. Das trifft besonders auch für Schönheide zu, einem bekannten Stütz der Bürstenindustrie. Hier bedient sich das Unternehmertum besonders der Heimarbeit, um fette Profite aus den Armen herauszupressen. Die prächtigen Villen der Kapitalisten zeigen den Erfolg. Vom Arbeiterelend aber erzählen die Wochenverdienste, die von 12 Mk. bis zu 6 Mk. sinken. Auch wenn Mann, Frau und Kinder sieberhaft zusammenarbeiten, reicht es mit Sorgen und Entbehrungen nur aus der Hand in den Mund. In Neuhauke war die Versammlung glänzend besucht; viele Männer und Frauen hatten einen Weg von zwei Stunden nicht gescheut, um zum erstenmal eine Frau sprechen zu hören. „Was lehren uns die wirtschaftlichen Kämpfe?“ lautete das Thema des Vortrags. Überfüllt war die Versammlung zu Grotzenhain, welche vom Gewerkschaftskartell einberufen worden war. Sie hörte ein Referat über: „Die wirtschaftlichen Kämpfe und Aussperrungen der letzten Zeit“. Genosse Reichstagsabgeordneter Mitschke geißelte darauf des weiteren die schädigen Praktiken, mit denen das „Groschenheiner Tageblatt“ die politische und gewerkschaftliche Arbeiterbewegung bekämpft. Bei dem sehr erfolgreichen Sommerfest des sozialdemokratischen Vereins Jschopau hielt die Unterzeichnete die Festrede, welche mit großem Beifall aufgenommen wurde. Als Frucht der betriebenen Agitation ist zu verzeichnen ein Wachsen des Mitgliederstandes der betreffenden Gewerkschaften und der sozialdemokratischen Partei und die Verbreitung unserer Presse. Hoffentlich halten die neu gewonnenen Kämpfer und Kämpferinnen, was sie in begeisteter Stimmung gelobt haben, damit die Bataillone der Arbeiterklasse vergrößert, die ihres Zieles und ihres Sieges sicher in festgeschlossenen Reihen vorwärts marschieren. Marie Wackwih.

Am 6. September wurde in Chemnitz eine öffentliche Frauenversammlung abgehalten, die von etwa 500 Frauen und einigen Duzend Männern besucht war. Dieselbe hörte einen Vortrag der Unterzeichneten über: „Die Fleischnot und die Frauen“ und gestaltete sich zu einem wuchtigen Protest gegen die durch Sperrung der Grenzen und Erschwerung der Einfuhr von Schlachtochsen künstlich erzeugte Fleischverknappung und Aushungerung des Volkes. An der Diskussion beteiligten sich mehrere Frauen in vortrefflicher Weise. Es folgte ein kurzes Referat über den „Parteitag in Jena“. Nach einer Auseinandersetzung mit einigen Genossen wurde mit großer Mehrheit Genossin Wagner als Delegierte für den Parteitag gewählt. 18 Frauen erklärten ihren Beitritt in den sozialdemokratischen Verein; außerdem wurden 24 Leserinnen für die „Gleichheit“ gewonnen.

Auch die am 7. September abgehaltene Volksversammlung in Callenberg-Lichtenstein, in der die Unterzeichnete über „Die Fleischnot und das Proletariat“ sprach, gestaltete sich zu einem stammenden Protest gegen die Aushungerung des Volkes zugunsten einer kleinen Anzahl Mächtiger. Die Versammlung war von mehr als 300 Personen besucht, darunter wohl 200 Frauen. Die „Gleichheit“ fand 8 neue Leserinnen. Ottilie Baader.

In Magdeburg fand Ende August eine öffentliche Frauenversammlung statt, in welcher Genosse Wittmaack über „Die Stellung der Frauen zu dem Entwurf des neuen Organisationsstatuts“ referierte. Unter Hinweis auf die Notwendigkeit der Mitarbeit der proletarischen Frauen an allen Aufgaben der politischen und gewerkschaftlichen Organisation wurde die Wahl einer Delegierten zum Parteitag in Jena beschlossen und die Unterzeichnete mit diesem Amte betraut. Nachdem die Versammlung noch den Tätigkeits- und Kasernenbericht über das erste Halbjahr, Januar-Juli, entgegengenommen hatte, wurde sie mit der Aufforderung geschlossen, unermüdet für die Verbreitung und Vertiefung der sozialistischen Ideen tätig zu sein. Marie Chmielewsk.

Zwei gut besuchte öffentliche Frauenversammlungen fanden im August in Ottensen statt. In der ersten sprach Ge-

nossin Fahrenwald in trefflicher Weise über „Die Fleischnot“. Die Versammelten erklärten sich durch lebhaften Beifall und in einer Resolution mit ihren Ausführungen einverstanden. Als stellvertretende Vertrauensperson wurde Genossin Schönsfelder gewählt, der man auch das Mandat zur Frauenkonferenz in Glastadt übertrug. In der zweiten Versammlung hielt Frau Ruben einen Vortrag über „Volkschule und Erziehung“, der unsere einschlägigen Forderungen entwickelte und mit allgemeiner Befriedigung aufgenommen wurde. Genossin Wartenberg erstattete Bericht von der Wahlkreis-Konferenz. Als Kreisvertrauensperson wurde Genossin Wartenberg gewählt. Als Komitee für die Wahlen einer Delegierten zum Parteitag in Jena wurden Genossine Eicken und die Genossinnen Lund, Hermanns und Ramm gewählt. A. W.

In Köln-Poll hat mit einer Volksversammlung, in der Genossin Zieh über „Zentrum und Arbeiter“ sprach, nun auch die systematische Agitation unter den Frauen eingesetzt. Diese wohnten recht zahlreich der Versammlung bei und folgten den Ausführungen der Rednerin mit großer Aufmerksamkeit. In der regen Diskussion ergriff Genossin Bacher-Kalk das Wort und ermahnte die Frauen, sich durch Lesen und Versammlungsbesuch aufzuklären und in Reich und Glied der Sozialdemokratie zu treten. Um die Agitation unter den Proletarierinnen stetig zu betreiben, wurde die Aufstellung einer weiblichen Vertrauensperson beschlossen und die Unterzeichnete mit diesem Amte betraut. Die „Gleichheit“ fand 16 Abonnenten und die Genossin gewannen Mitglieder für den sozialdemokratischen Beiu und Leser für die „Rheinische Zeitung“. Der kleine Stamm tätiger Genossinnen wird sich bemühen, den erfolgreichen Anfang zu pflegen, so daß hoffentlich bald Fortschritte zu melden sind. Frau Klein.

Aus einer schwarzen Ecke. In Düren und Umgegend beginnen allmählich die Frauen, sich den Schlaf aus den Augen zu reiben, in dem sie zu halten die Herren Zentrumskaplane bestrebt sind. Das zeigte der glänzende Verlauf der sehr gut besuchten Versammlungen in Düren und Merzenich, wo Genossin Zieh über „Soldatenmißhandlungen und Bluturteile“ sprach. Die Gegner hatten ihr möglichstes getan, mit den kleinlichsten Mitteln die Versammlungen zu vereiteln. In der „Dürener Zeitung“ zum Beispiel blieb die bezahlte Versammlungsanzeige für die Stadt mit der Begründung aus, es sei Beschwerde darüber geführt worden, daß Frau Zieh die Religion bekämpfe. Die Annonce für Merzenich wurde zwar angenommen, jedoch ohne Angabe der Referentin und des Themas. Der Pfarrer in Derschweiler erklärte seinen Gekreuen: „Jetzt geht das Weib auch schon auf das platte Land. In Düren ist ihr niemand entgegengetreten, aber in Merzenich wird ihr ein katholischer Arbeiter heimleuchten.“ Wir wünschen, der fromme Herr hätte gehört, wie nämlich sein geliebter Bruder in Christo aufrat, und wie gründlich ihn „das Weib“ abtat. In beiden Versammlungen lauerten die anwesenden Frauen mit Interesse dem Vortrag. In Düren wurde Frau Heusgen als Vertrauensperson, Frau Offermann als Stellvertreterin gewählt. In unserer schwarzen Ecke des Rheinlandes ist es besonders wichtig, daß die proletarische Frauenbewegung in Fluß kommt und Licht in die Köpfe der Proletarierinnen bringt. Wer hier praktisch für die Sozialdemokratie arbeitet, der weiß auch, wieviel großen Einfluß das Zentrum durch Vermittlung der Frauen auf die Arbeiter ausübt. Hier können wir nur vorwärts kommen, wenn wir auch die Frauen für den Sozialismus gewinnen. Und dazu bedarf es vieler und geduldiger Arbeit. Erscheint doch noch den meisten Frauen die Zugehörigkeit ihres Mannes zur Sozialdemokratie oder zur Gewerkschaft als ein Verbrechen, neben dem Trinken, Spielen und andere Laster verblissen. Da haben denn die Vertrauenspersonen der Genossinnen ein großes und schwieriges Arbeitsfeld vor sich, bei dessen Bestellung sie tatkräftige Unterstützung finden müssen. Daß Geduld und Begeisterung im Bunde mit klarer Erkenntnis auch in unserer schwarzen Ecke zum Siege führen, daran zweifeln wir nicht. †††

In Eiberfeld fand kürzlich eine von den Genossinnen einberufene Protestversammlung gegen die Fleischnot statt, in welcher Genossin Zieh ein ausgezeichnetes Referat hielt. Die Versammlung war sehr gut besucht, und zwar fast nur von Frauen, der großen Mehrzahl nach Indifferenten, die sich bisher weder um die sozialistische Bewegung noch um das öffentliche Leben überhaupt gekümmert hatten. Mit welcher Spannung und Begeisterung gerade diese Frauen an den Lippen der Rednerin hingehen, das muß man gesehen haben. Man versteht dann, wie erfolgreich es ist, unsere Agitation gerade an Fragen anzuknüpfen, welche jeweilig von besonderem Interesse für das Leben der Proletarierinnen sind. Da wird Licht in die Köpfe gebracht und Begeisterung für unsere Ziele entflammt. Bedauerlicherweise waren die Frauen vieler Genossen der Versammlung ferngeblieben, wie sie sich auch dem Frauenverein fernhalten. Wir meinen, daß manche unserer politischen und gewerkschaftlichen organisierten Arbeiter sich mehr als bisher anlegen sein lassen sollten ihre Frauen dem sozialistischen Ideal zuzuführen und in ihnen das Streben zu erwecken, sich das Wissen und die Schulung der Männer anzueignen, um mit ihnen zusammen für die Befreiung des Proletariats kämpfen zu können. Die Frau soll den kämpfenden Mann nicht verständnislos bewandern, sie muß, von der gleichen Erkenntnis wie er befeelt, als geistig Ebenbürtige an seiner Seite arbeiten und streiten. — Die Versammlung brachte unserem Frauenverein zwanzig neue Mitglieder und der „Gleichheit“ ebensoviel neue Leserinnen. Mit Genugtuung dürfen wir auf sie zurückblicken. Frau Vogt.

Weibliche Delegierte zum sozialdemokratischen Parteitag. Die Fortschritte der proletarischen Frauenbewegung

Sind dadurch zum Ausdruck gekommen, daß an dem Parteitag zu Jena mehr Genossinnen teilgenommen haben, als an irgend einer früheren Tagung der Sozialdemokratie. 17 Frauen wohnten ihm bei: die Genossinnen Vaader, Stock und Buisf (Berlin), Baumann (Altona), Chmielewski (Magdeburg), Frenzel (Leipzig), Hoffmann (Mannheim), Jäger (Zettow-Charlottenburg), Kähler (Wiesfeld), Luxemburg (Posen und Bromberg), Mirus (Frankfurt a. M.), Neumann (Niederbarnim), Plum (Essen-West), Wagner (Chemnitz), Wartenberg (Schleswig-holsteinscher Wahlkreis), Zieg (1. Hamburger Wahlkreis) und Zetkin, als Mitglied der Kontrollkommission. Genossin Zieg gehörte als Schriftführerin dem Bureau an. In allen Kommissionen haben Genossinnen fleißig mitgearbeitet. Genossin Vaader war Mitglied der Mandatprüfungs-kommission und wurde später in die Fünfzehnerkommission zur Behandlung der Preßsachen gewählt; die Genossinnen Zieg und Zetkin sahen in der Kommission zur Beratung des Parteistatuts.

Genossinnen griffen zu den verschiedensten Materien in die Debatten ein. Bei der Generaldebatte über das Organisationsstatut verteidigte Genossin Zieg die Bestimmungen über die Stellung der Frauen in der Partei. Genossin Frenzel sprach zu dem Tätigkeitsbericht des Parteivorstandes und betonte die Notwendigkeit, die Frauen des Proletariats als geschulte und organisierte Mitstreiterinnen der Sozialdemokratie zuzuführen. Die Debatten über die Maifeier veranlaßten die Genossinnen Zieg und Luxemburg zu trefflichen Ausführungen über den Wert theoretischer Erkenntnisse. Zum politischen Massenstreik sprachen die Genossinnen Luxemburg, Zetkin und Zieg und beleuchteten verschiedene Seiten des unstrittigen Problems. Anträge auf Herausgabe einer Zeitschrift, beziehungsweise Nachdruck der Kinderbeilage der „Gleichheit“ gaben den Genossinnen Baumann, Zetkin, Plum, Jäger und Wagner Gelegenheit, darauf hinzuweisen, wie wichtig die Erziehung der Jugend zum Sozialismus, wie dringend daher eine gründliche Erörterung der Jugendfrage sei. Ganz besonders eindringlich wurde dabei die Bedeutung sozialistisch erzogener Mütter für die Erziehung der Jugend im Geiste unserer Weltanschauung hervorgehoben. Nicht bloß der Eifer und Ernst, mit dem sich die jüngeren Genossinnen an den Debatten beteiligten, auch das, was sie sagten, bekundete das erfolgreiche Wirken unserer proletarischen Frauenbewegung.

Politische Rundschau.

Einen neuen Fortschritt hat unsere Bewegung zu verzeichnen. Die Nachwahl in Essen ist überaus günstig für die Sozialdemokratie ausgefallen. Unsere Partei hat rund 8000 Stimmen gewonnen, die Gesamtstimmzahl der übrigen Parteien ist ungefähr die nämliche geblieben. Der Fortschritt ist deshalb so bemerkenswert, weil er das Ergebnis eines hitzigen Wahllampfes war, der selbst eine größere Wählerzahl als 1903 auf die Beine brachte. Die abgegebenen Stimmen vermehrten sich von 80504 auf 88020, also um 5516, während die Zahl der sozialdemokratischen Stimmen von 22773 auf 28728, also um 5955 in die Höhe ging. Alle Schlussfolgerungen, die aus dem ungünstigen Ausfall anderer Nachwahlen gezogen wurden, sind damit zusehends geworden. Es bestätigt sich durch den verschiedenen Ausfall der Nachwahlen lediglich der alte Erfahrungssatz, daß die Sozialdemokratie nur in Zeiten hoher Erregung, nur bei politischer Hochflut ihre ganze Kraft entfaltet. So war es 1903, als die Zollkämpfe das gesamte Volk in Erregung gebracht hatten, so war es vorübergehend bei der Nachwahl in Calbe-Ascherleben, als das Aufkommen der russischen Revolution auch in Deutschland einwirkte auf die Volkstimmung, so ist es wieder in Essen, wo der große Bergarbeiterstreik in der Erregung der Gemüter nachjittert. Besonders bemerkenswert ist auch noch, daß der Wahlkampf in Essen ganz prinzipiell als Klassenkampf des revolutionären Proletariats geführt wurde; sowohl in den Versammlungen geschah das wie in der Presse, in der „Arbeiter-Zeitung“ in Dortmund, zu deren Verbreitungsbezirk Essen gehört. Daß die prinzipielle Agitation immer die wirkungsvollere Propaganda bewirkt, hat sich in Essen ebenso gezeigt wie in dem württembergischen Landtagswahlkreis Eßlingen, wo ein voller Sieg erkochten wurde über ein Bündnis sämtlicher übrigen Parteien. Es gilt nun, in der Stichwahl, die mit der Zentrumspartei auszufechten ist, abermals die Aufrüstung in die Reihen der noch abseits von uns stehenden Proletarier hineinzutragen, um neue Truppen für das Emanzipationsheer des Proletariats zu gewinnen und womöglich dem Zentrum auch diesen Wahlkreis zu entreißen.

Erfreulich ist der Essener Wahlausfall auch deshalb, weil er zeigt, daß die von verschiedenen Seiten ausgehenden Bemühungen, den Arbeitern eine Beteiligung bei den Wahlen zu verschaffen, dort völlig wirkungslos geblieben sind. Wir dürfen hoffen, daß besonders der Parteitag in Jena überall in Deutschland die Überzeugung gefestigt hat, daß Sozialdemokratie und Gewerkschaften zusammengehören und dem gemeinsamen großen Ziele in gegenseitiger Unterstützung zustreben müssen, ohne doch ihre volle Selbstständigkeit dabei aufzugeben.

Wenn es noch notwendig wäre, dem deutschen Proletariat es klar zu machen, welcher Wert dem allgemeinen Reichstagswahlrecht als Mittel des politischen Kampfes beizumessen ist, so brauchte man nur auf unsere Nachbarländer hinzuweisen, wo das Proletariat in aufopferungsvollen Kämpfen eingetreten ist, um sich ein Wahlrecht zu erobern, das wir schon haben. Besonders beachtenswert ist, was sich jetzt in Ungarn abspielt.

Der österreichisch-ungarische Doppelstaat kann aus den inneren Wirren nicht herauskommen, da das ganze Staatsgebilde ein ungefuntes Verlegenheitsprodukt ist, kein natürlicher Organismus. Verhältnismäßig stetig war noch immer die Entwicklung der ungarischen Reichshälfte. Unter streng parlamentarischen Formen übte dort die magyarische Adelskaste ein Bündnis mit der großen Bourgeoisie die Herrschaft aus über die an Zahl den Magyaren überlegenen fremdsprachigen Völker nicht nur, sondern auch über die große Masse der Magyaren selbst, da ein hoher Zensus das Wahlrecht in die Hände einer kleinen Minderheit von Wählern legt. Die Arbeiter in Stadt und Land sind nahezu völlig entrechtet. Die Adelsfraktion arbeitete seit Jahren auf die Loslösung Ungarns von Österreich hin. Sie wollte im Heere selbständig machen. Schließlich spitzte sich dies Bestreben zu einem Konflikt um die Kommandosprache in den ungarischen Regimentern zu. Die Kommandoworte, etwa 90 an der Zahl, sollten in den ungarischen Heeresstellen magyarisch lauten, nicht deutsch wie bisher im ganzen Heere. Diese an sich höchst belanglose Forderung verschaffte bei den letzten Neuwahlen der Unabhängigkeitspartei unter der Führung Kossuths, des Sohnes des bekannten achtundvierziger Diktators, die ausschlaggebende Stellung im Parlament. Die Wiener Hofburg wollte jedoch nicht nachgeben. Ein Geschäftsministerium Fejervary wurde beauftragt, einen Ausgleich mit den koalitierten Oppositionsparteien zu erzielen. Im Verlauf der Auseinandersetzungen erklärte sich nun plötzlich das Ministerium Fejervary für die Ausdehnung des Wahlrechtes, der Minister Kristoffy offenbarte sich sogar als Anhänger des allgemeinen gleichen und direkten Wahlrechtes, wie es von der ungarländischen Sozialdemokratie gefordert wurde. Damit wurde die Opposition, die als Vertreterin des „Volkes“ auftrat, gezwungen, auch ihrerseits Farbe zu bekennen. Wären die Kossuth und Konsorten wirkliche Staatsmänner, wären sie wirklich, wie sie vorgeben, Wortführer des ungarischen Volkes, sie hätten den imperialistischen Schachzug Fejervarys durchkreuzt, indem sie ihrerseits sich rückhaltlos auf den Boden des allgemeinen Wahlrechtes stellten. In ihrer ganzen nichtigen Erbärmlichkeit als Vertreter einer ausbeutenden Adels- und Bourgeoisfraktion zeigten sie sich aber, indem sie zwar dem allgemeinen Wahlrecht platonische Anerkennung gollten, aber erklärten, in der gegenwärtigen Situation sei dessen Verwirklichung nicht zeitgemäß. Nun lag es in der Hand des Kaisers oder vielmehr des „Königs von Ungarn“, durch Festhalten an der Einführung des allgemeinen Wahlrechtes der herrschenden Adelskaste einen schweren Schlag zu versetzen. Da zeigte sich aber wieder einmal die traditionelle politische Unfähigkeit der Habsburger. Jugendwelche unkontrollierbare Einflüsse der Erzherzogsdynastie und des österreichischen Adels hintertrieben aus Angst vor der Nachwirkung des ungarischen Beispiels auf die eis-leithanische Reichshälfte die Verwirklichung der Wahlrechtsreformpläne. In der Angst vor Erweiterung der Volksrechte fanden sich das Haus Habsburg und der magyarische „Volks-tribun“ Kossuth zusammen. Fejervary und Kristoffy wurden desavouiert und reichten ihre Demission ein. Die Situation entwickelte sich so, daß nunmehr auf Kosten des ungarischen Volkes eine Verständigung zwischen Franz Josef und Kossuth stattfinden konnte. Durch die feige Verleugnung der Wahlrechtsreform hatten aber Kossuth und Konsorten aller Welt offenbart, daß sie auf die Gesamtheit der ungarischen Völker sich keineswegs verlassen können. Das gab wieder der Hofburg den Mut, diese falschen Wiedermänner zu bräutieren. Als Kossuth mit vier anderen Oppositionsführern in Wien erschien, um sich mit der Hofburg über die Teilung der Regierungsbeute zu verständigen, wurden sie von Franz Josef in fünf Minuten abgefertigt. Er stellte ihnen ein Ultimatum, dessen Kern die Aufrechterhaltung der österreichisch-ungarischen Armeeeinheit und die Verwerfung der magyarischen Kommandosprache für Ungarn ist. In Ungarn hat dadurch in den bürgerlichen Kreisen die Opposition sich bis zur Revolutionsdrohung gesteigert. „Los von Österreich!“ ist die magyarische Parole geworden. Die Schwäche dieser magyarischen Selbstständigkeitsbewegung liegt darin, daß sie durch Ablehnung der Wahlrechtsverweiterung die breite Masse des Volkes vor den Kopf gestoßen hat.

Für die Entwicklung der ungarischen Sozialdemokratie ist diese Situation indes außerordentlich günstig. Hätte die Hofburg politischen Weitblick genug besessen, sich das Programm Kristoffys zu eigen zu machen, so wären die Sozialdemokraten in Ungarn in eine Zwidmühle geraten, ähnlich wie Lassalle zu Zeiten Bismarcks. Sie wären als Bundesgenossen der absolutistischen Hofburg im Gegensatz zu der ungarischen liberalen Opposition erschienen. Dadurch, daß beide Konkurrenten um die Regierungsgewalt die Erweiterung der Volksrechte verleugnet haben, ist es jedermann klar gemacht, daß allein bei den Sozialdemokraten auch in Ungarn der wahre demokratische Gedanke, die aufrichtige Vertretung der Volksrechte zu finden ist. Unsere ungarischen Genossen haben sich der Situation auch gewachsen gezeigt. Bei Eröffnung des ungarischen Parlaments demonstrierten in Budapest 40000 Proletarier für das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht. Bei beharrlicher Propaganda im Laufe der bevorstehenden inneren parlamentarischen und sonstigen Kämpfe in Ungarn muß es unseren Genossen gelingen, die Beachtung dieser Forderung zu erzwingen. Aus der Welt schaffen läßt sie sich nicht mehr in dem vielsprachigen Ungarn. Haben die ungarischen Sozialdemokraten aber das Wahlrecht errungen, dann eröffnet sich auch für sie die Ara der parlamentarischen Kämpfe wie in den Ländern des westlichen Europas.

G. L.

Notizenteil.

Soziale Gesetzgebung.

Die gesetzliche Einführung des Zehnstundentags im Kanton Zürich ist von dem Kantonsrat mit 149 gegen 14 Stimmen beschlossen worden. Es ist das zum großen Teil mit das Verdienst der Energie und Ausdauer, mit der die sozialdemokratischen Abgeordneten für die Reform gekämpft haben, um die eine zehntägige Redeschlacht tobte. Genosse Greulich hob vor allem hervor, daß die heutige intensive Arbeitsweise dringend eine Verkürzung des Arbeitstags heische. Die hygienische Seite der Frage wurde vor allem von Genossen Dr. Etismann beleuchtet. Von bürgerlicher Seite traten besonders Regierungsrat Dr. Locher, der liberale Fabrikant Frey-Mägeli und der landwirtschaftliche Vertreter Vohardt für den Zehnstundentag ein. Dr. Locher erklärte, daß die Verkürzung der Arbeitszeit ohne Schädigung des Kleingewerbes durchgeführt werden könne. Im ersten eidgenössischen Fabrikinspektionsbezirk, zu dem der Kanton Zürich gehört, haben bereits 69,6 Prozent der Fabrikarbeiter eine kürzere Arbeitszeit als elf Stunden täglich. Dr. Locher konstatierte ausdrücklich, daß die Feinerzeit an die Verkürzung der Arbeitszeit geknüpften Besürchtungen gegenstandslos geblieben seien. Wie lange werden sich in Deutschland die bürgerlichen Gesetzgeber noch bestimmen, ehe sie sich zu der gleichen bescheidenen Reform wenigstens für die Arbeiterinnen entschließen?

Gewerkschaftliche Arbeiterinnenorganisation.

Zur Förderung der gewerkschaftlichen Organisation der in der Wästen- und Pinzelindustrie beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen hat der Deutsche Holzarbeiterverband ein kleines Schriftchen veröffentlicht. Der „Mahnruf“ gibt mittels zuverlässiger Zahlen über Arbeitszeit, Lohn usw. ein Bild von der Lage der Arbeiterchaft des Gewerbes, das jede denkende Arbeiterin zum Anschluß an den Verband treiben mußte. Wir machen unsere Genossinnen auf die vortreffliche Agitationsbroschüre aufmerksam, die ihnen bei ihrem Wirken gute Dienste leisten kann, und deren Verbreitung unter den Wästenarbeiterinnen sie sich angelegen sein lassen müssen.

Soziales.

Kostentlose Stellenvermittlung für weibliches Hauspersonal. Am 21. September eröffnete die Stadt Charlottenburg ihre zweite kostenlose Stellenvermittlung für weibliches Hauspersonal als Zweigstelle des städtischen Arbeitsnachweises. Es werden Stellen nachgewiesen nicht nur für Köchinnen, Hausmädchen, Mädchen für alles, Kochmamsells, Kammerjungfern, Kinderfrauen und Kinderfrauen, sondern auch für Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen, Wirtschaftsrinnen und Stützen der Hausfrau. — Die Geschäftsstelle, welche werktäglich von 9 bis 12 und von 3 bis 7 Uhr geöffnet ist, befindet sich am **Wittenbergplatz 4** (Ecke Bayreutherstraße), an einem der Hauptverkehrswege von Berlin W, dessen größter Teil zum Gemeindebezirk Charlottenburg gehört. Die Räume, im Erdgeschosse des genannten Hauses befindlich, sind zweckentsprechend eingerichtet und freundlich ausgestattet. Man betritt zunächst das Anmeldezimmer, an welches sich zwei Warteräume, für Stellunggeber und Stellensuchende getrennt, sowie ein Garderoberraum anschließen. Durch die Einrichtung besonderer kleinerer Besprechungszimmer ist die Möglichkeit geboten, daß die Unterhandlungen zwischen Dienstherren und Stellensuchenden an Ort und Stelle und ungestört stattfinden können. — Um dem wartenden Publikum einen geeigneten Zeitvertreib zu bieten, sind Zeitschriften ausgelegt, außerdem ist eine kleine Bibliothek mit ausgewählter Unterhaltungsliteratur vorhanden. Auch eine kleine Hausapotheke ist vorgesehen, um bei leichten Unwohlseinsfällen erste Hilfe leisten zu können. — Das Unternehmen hat Fernsprechanruf und ist mit der elektrischen Straßen-, sowie der Untergrundbahn leicht erreichbar.

Quittung.

Im August gingen für den Agitationsfonds der Genossinnen bei der Unterzeichneten ein: Von den Genossen des Kreises Zettow-Beeskow 100 Mk., Ungenannt 50 Pf., Bremen durch Genossin Voffe 63,65 Mk., Kiel durch Genossin Riendorf 20 Mk., Gdrlitz durch Genossin Bormann 40 Mk., Neumünster durch Genossin Carstens 15 Mk., Lemsdorf b. Magdeburg durch Genossen Koch 3,45 Mk., Hattingen durch Genossin Bechstein 11 Mk., Spandau durch die Genossinnen Hanert und Rieger 10 Mk., Magdeburg durch Genossin Chmielewski 10 Mk., Rostock durch Genossin Kant 25 Mk., Sozialdemokratische Frauen von Gera durch Genossin Weiser 5 Mk., Berliner Genossinnen durch Genossin Bauschle 100 Mk. **Summa: 403,60 Mk.**

Dankend quittiert:
Ottilie Vaader, Berlin S 53, Blücherstr. 49, Hof II, Vertrauensperson der sozialdemokratischen Frauen Deutschlands.

Druckfehlerberichtigung. In dem Artikel von Dr. Zabel: „Über Schulgesundheitspflege. II.“ in Nr. 19 muß es auf Seite 110, Absatz 2, in der vierten Zeile statt „ein Dualist“ heißen „ein Dualist“.

Mut.

Von Wolfgang Goethe.

Sorglos über die Fläche weg,
 Wo vom kühnsten Wager die Bahn
 Dir nicht vorgegraben du siehst,
 Mache dir selber Bahn!
 Stille, Liebchen, mein Herz!
 Kracht's gleich, bricht's doch nicht!
 Bricht's gleich, bricht's nicht mit dir!

Irrlichter.

Von Uda Christen.

Er kam aus der Schenke und wollte in sein Haus hinein. Erst läutete er, doch die Klingel gab keinen Ton. Da meinte er, der Draht sei entzwei gerissen, und trommelte mit seinen starken Fäusten an das Tor. Als sich aber auch dann nichts rührte, schob und hob er die schweren Torflügel und würde sie gewiß aus den Angeln gehoben haben, wenn sich nicht in dem Hause gegenüber ein Fenster geöffnet hätte.

Eine frische Mädchenstimme rief mit leisem Töne herab, er möge die müden Bürgerleute zur nachtschlafenden Zeit in ihrer Ruhe lassen, das Tor, an dem er poltere, werde ihm niemand öffnen, denn das Haus sei nicht mehr das seine.

Der Nachtschwärmer hatte sich, als er die Worte von drüben vernahm, rasch umgewendet und frug jetzt mit lachendem Staunen, wieso das Haus nicht sein wäre, warum, ob die da droben ihn für betrunken hielte?

Das lautlose Schweigen oben machte ihn noch lustiger, er klappte mit der Fußspitze auf das Pflaster und piff hartend ein Lied ... als er aber zwei Stimmen droben flüstern hörte und dennoch keine Antwort kam, stellte er sich mitten in die Gasse und rief drohend-hastig zu dem dunklen Fenster hinauf:

„De! — In Dreiteufelsnamen, ich will wissen, warum mein Haus nicht mein Haus sein soll?“

Und wieder zischelte es droben, und dann gröhnte eine fette brutale Männerstimme:

„Weil ich als der Meistbietende es gestern erstanden habe!“

Dem lustigen Studenten gab es einen Ruck, er spreizte die Beine auseinander, hielt sich mit beiden Händen auf den Knotenstock gestützt, warf den Oberkörper weit vor und stieß den blonden krausen Kopf in die Höhe, um den Sprecher zu sehen. Jetzt regte sich's wieder in dem undurchdringlichen Dunkel oben, die Mädchenstimme flüsterte etwas Abwehrendes, dann gleich darauf erwiderte der Mann laut, pustend und prozig:

„Ei was da, ich habe die Baracke ehrlich bezahlt, mein ist mein! ... War ja acht Tage versiegelt, hält' sich melden sollen, wenn er vielleicht das Geld gehabt hält!“ ... Das Fenster klirrte, und die Männerstimme gröhnte weiter: „Und daß Sie es nur wissen, den Franz, den alten Faulpelz, hat das Gericht gleich davongejagt!“

„Den Franz! meinen alten Diener?“ brüllte der Student, daß es in der lautlosen Gasse widerhallte.

„Werden halt gedacht haben, der Herr Student braucht in seinem neuen Haus, das vielleicht im Mond liegt, keinen Diener! ... Fenster zu, Hamme! könnt' jeder Lump da unten Lärm schlagen und könnten unsere Nachtruhe opfern. Wünsch' gute Nacht! ... He... he... e... hee!“

Die atemlose Rede schloß mit einem kollernden Lachen, dazwischen klang nur ein unwillig verweifelndes „Vater!“ dann flog das Fenster zu, und es war still in der Gasse.

Der Mann unten trat noch ein paar Schritte näher, es war ihm, als sehe er die weißen Stoffe eines Frauen-nachtgewandes noch einmal aus dem Dunkel auftauchen, er riß darum rasch seinen weichen Filz herab, verbeugte sich spöttisch-achtungsvoll und schrie hinauf:

„Gute Nacht, mein verehrter Herr Zunft- und Bäckermeister Brand!“

Der weiße Schatten verschwand, und der Student ging auf seinen Stock gestützt zurück zu seinem Hause. Nun sah er auch, daß an dem Tore noch die Stücke der gerichtlichen Zuschrist flatterten, welche acht Tage lang dort angeheftet war, weil der Gerichtsbote ihn nie daheim traf ... Auch an dem Schlüsselloch klebten noch die Reste des Gerichtssiegels ... Der blonde Bursche lächelte weniger lustig und sicher, aber er lehnte sich, als ob er noch auf irgend etwas warten müsse, an das Tor des Hauses, welches einmal sein Haus war ...

Der Mond stieg allmählich höher und höher, schied die Gasse mitten durch in zwei scharf getrennte Teile und schaute schmurgerade in das frohe rotwangige Gesicht des jungen Studenten. Friedel kümmerte sich nicht um den Mond, nicht um die ruhigen Sterne, er fuhr mit der Hand durch seine langen krausen Haare, schnellte nachdenklich mit dem Daunen und Mittelfinger ein Federchen von seinem Schlapphut, und dabei suchte er sich Klar zu machen, wie das alles so unerwartet gekommen sei ...

Immer mehr unsichtbare Federchen schnellte er fort, und immer mehr befann er sich darauf, daß er in den letzten Monden so manches Schreiben des hohen Gerichts samt dem großen roten Siegel darauf uneröffnet in den Ofen geworfen hatte ... Lachend dachte er daran, wie oft der wunderliche alte Gerichtsdienner ihm die feierlichsten Mitteilungen machte, die immer darauf hinausliefen, daß die Milde der Gläubiger erschöpft sei, und daß die Schuldhaft, sowie der gerichtliche Verlauf seiner ganzen Habe das Ende des lockeren Studiolebens sein werde.

Jetzt wußte der Krauskopf genau, daß er bei solchen Vorträgen eingeschlafen war, oder daß er oft ruhig weitergelesen hatte, ohne auf den Alten mehr hinzuhören, als auf das Gezwitzcher der Schwalben, die unter dem Vorsprungfenster da oben nisteten. ...

Einmal waren fremde flotte Burschenschaften schon drei Tage bei ihm zu Besuch; als nun auch damals der ehrwürdige Bote des Gerichts kam, fangen sie ihm das Gaudeamus so lange vor, bis er halb taub davonlief, ohne auch nur ein Wort seines Auftrags verkündet zu haben. Ein andermal wurde dem würdevollen Abgesandten eine Antwort für das Gericht in ganz sonderbaren Hexametern mitgegeben, „Der Pole“, ein verbummelter alter Student, der sich auf den Dichter hinauspielte, raffte sich aus seiner elegischen Weise auf und schrieb sie ... Und das letzte Mal —

„Holla! würdiges altes Haus,“ unterbrach Friedel laut auflachend seinen Gedankenstrom; denn das letzte Mal, vor etwa vierzehn Tagen, betraf ihn der Gerichtsbote dabei, wie er seinen ersten Liebesbrief schrieb. Der Alte kam damals mit der ganzen wichtigen Würde seiner Stellung und redete milde-eindringlich wie immer die lange Zeit, der Student aber kümmerte sich nicht um den väterlichen Ton, nicht um die wohlmeinenden Worte, er schrieb so eifrig, daß er dem rastlosen Redner mit der linken Hand ein volles Deckelglas hinreichte. Ohne aufzusehen brachte er ihn so zum Schweigen, denn der Gerichtsbote nahm es, nickte freundlich, blies den Bierschaum ein wenig beiseite, blinzelte mit einem Auge durch ... seufzte tief auf ... und stellte das leere Glas auf das Fenstergesims. Im Vorbeigehen hielt er hinter dem Rücken des Studenten mit bedauernder Miene still, denn auch Friedel seufzte, zog an seiner feingebogenen Nase ein über das andere Mal, zauste mit den Zähnen an der Federfahne, während er in die blaue Luft hinausstarzte, schrieb schnell ein paar Worte und schnalzte dann wegwerfend mit der Zunge, kurz, der alte Mann erjah, daß es Friedel mit irgend einer Arbeit, die ihm nicht recht gelingen wollte, zu tun hatte. Er schaute dem Studenten ein wenig über die Schulter und las:

Liebe Lore!

Bringen Sie mir sehr viel Tabak, freilich müssen Sie mir noch borgen, bis ich Doktor bin. Und dann, liebe Lore, fragen Sie sich einmal, ob ich Ihnen nicht lieber wäre, als Ihr alter kranker Mann? Was meinen Sie? Sie gefallen mir besser als alle Frauenzimmer, die ich kenne, und ich bin ein guter Kerl und werde jetzt bald Doktor und dann —

So weit hatte der Alte gelesen, als sein mühsam unterdrücktes schüttelndes Lachen ihn verriet ... Ein unvorhergesehener Nasenstüber war der Anfang dessen, was nun folgte, über das Ende dachte der Gerichtsbote auf der untersten Treppe nach, wo er sich und seine Würde überrascht zusammenlas.

„Es war eine Roheit von mir, der Mann hat es in seiner unleidigen Art doch immer gut gemeint mit mir ... Wer weiß, wie es gekommen wäre, wenn ich die Wische gelesen hätte, statt sie zu verbrennen ...“

Die schwere Menge Studentenfreiche und Leichtfertigkeiten huschten durch seinen Kopf. Hoch oben an dem friedlichen Himmel stand der Mond und schaute noch immer in das blühende junge Gesicht. ... Drüben hinter dem dunklen Fenster tauchte wieder der weiße Schatten auf und verschwand, als der Student hinüberpähte. Ob das die Hamme war, die zuvor herabrief? dachte er und erinnerte sich liebevoll des kleinen Mädels, mit dem er heimlich — trotz dem strengen Verbot seines Vaters — noch wie er ein halberwachsener Junge war, gespielt hatte. Jetzt hatte er nur manchmal ein großes schönes Mädel drüben am Fenster gesehen und schier nicht glauben können, daß es dieselbe Hamme sei, aber sie war es doch ... Auch das Bild der braunen Lore, der schönen Tabakhausbesitzerin, flog leicht hin durch sein kindisches Herz. Er lachte, weil damals ihr feines Gesicht dunkelrot geworden, weil sie die brennenden Augen senkte, als er ihr den Brief gab. Wenn sie ihn auch dann vom Kopfe bis zu den Füßen mit einem Blicke abmaß, so hatte sie doch den Brief eilig in ihre Kleidertasche geschoben, damit es niemand sähe von den anderen Studenten, welche da waren. ...

Friedel stemmte seine mächtig breiten Schultern fester an das alte Haus, als ob er es stützen wollte, er bog

den Kopf zurück und schaute zu den Scheiben des vorspringenden ausgewölbten Fensters empor. ... In der Stube, die hinter dem Fenster lag, war einst seine Wiege gestanden und die seines Vaters und Großvaters und noch weiter zurück. Durch die kleinen Vorsprungsscheiben hatte er als Bube immer Papierstücken niederflattern lassen, daß sie wie Schneeflocken die Gasse entlang wirbelten, und noch vor neun Tagen, als er das letzte Mal da oben daheim war, hatte er dem Polen, der unten auf einem Wägelchen saß und wartend emporfah, durch dieselbe Scheibe einen Krug Wasser über sein sentimentales Gesicht gegossen.

Es war so wohnlich da oben, so heimlich, der Franz hielt die Stuben immer sauber, die freundlichen Bilder von Vater und Mutter hingen da, und überall standen Schränke und steifbeinige Stühle und tausend Dinge, die er kannte, solange er überhaupt denken konnte.

Wie er jetzt so hinauffah, mochte ein Wölkchen über den Mond ziehen ... durch die kleinen Scheiben schauten zwei gute alte Gesichter nieder ... die Mutter mit der breiten Faltennachthaube, der Vater mit der weißen Zispelmütze, sie harrten oben feiner, und er konnte nicht hinauf. ...

„Oh!“

Der Student ließ den Kopf in die Hände fallen, rieb sich die Augen und schaute dann wieder empor. ... Freilich, freilich! das bestaubte Fensterliss ist es, das so feltame Falten hat ... die beiden alten Leute, die einst da droben wohnten, hatten ihm ja das Haus hinterlassen, sie liegen längst friedlich nebeneinander auf dem Kirchhof und wissen nichts von der Torheit und Schwachheit ihres einzigen Kindes.

„Wenn das die Alten wüßten,“ sagte er bei sich selber und schaute auf das Haus gegenüber.

„Was der mit dem Hause tun wird! Hat doch ohnedies das schöne Gebäude drüben, war nichts als der Kutscher meines Vaters, hat unten im Stall geschlafen, noch vor zwanzig Jahren, dann die alte Bäckerin geheiratet — ist Meister geworden, Hausherr, und heute Herr meines Hauses, wenn das die Alten wüßten!“ ...

Die alte Kasse schob sich durch die ausgetretene Schwelle, rieb sich an seinen Füßen und schnurrte laut, — er sah und hörte sie nicht, nur ein Frösteln lief ihm durch die Glieder, als sein Blick durch die lange leere Gasse irrte. ... Noch einmal faßte er die schwere Torlinke an, schüttelte sie, wie man die Hand eines lieben Freundes zum Abschied schüttelt, schwenkte grüßend seinen Hut hinaus, dem bestaubten Fensterliss zu, und dann ging er hastig ein paar Schritte rechts ... blieb stehen ... wandte sich um ... ging langsam ein paar Schritte links ... blieb wieder stehen ... sah scheu zu dem Hause des Bäckers hinüber ... drehte seinen Ziegenhainer in der Faust gleich einem Klopffechter und sprang dann mit einem Satz, wie in einen Abgrund, aus dem weißen Mondlicht hinüber in den schwarzen Schatten. ... Eilig, ohne sich noch einmal umzuwenden, schritt er dahin, immer knapp an die Mauern gedrängt, immer auf jener Seite, wo das Dunkel seine Gestalt und sein geferktes Haupt verbarg. ... Fast am Ende der Gasse, in einem niederen Hause, schlug eine Nachtigall; er blieb betroffen stehen und lauschte, doch nur ein paar Pulsschläge lang, dann schritt er wieder hastig aus und ging ruhelos durch Gassen und Gäßchen, über Straßen und Plätze, vorbei an hohen stillen Kirchen und dürftigen öden Häusern. Je weiter er hinaus kam aus den regelmäßigen Straßen, desto seltener und kleiner wurden die Häften, bald lagen nur Holzbauten, umgeben von langen schmalen Pflanzengärten, auf seinem Wege. Er wußte nicht, daß die letzten Häuser der Stadt weit hinter ihm waren. ... Als er weglos mitten durch hohe Felder irrte, teilten und schlossen sich die gelben Ahren wogen rauschend vor und hinter ihm. ... Er schaute nicht rechts noch links, nur als eine kühle Luftwelle an sein Gesicht flog, erhob er das Haupt und suchte den Mond, der längst untergegangen war. Ein paar verbleichende Sterne zuckten noch am dunkelgrauen Himmel; es wurde kalt und öde ringsum, doch er ging weiter, durch hohes, knisterndes Gras, durch raschelnde Büsche und junges Gehölz, wie ein wundes Tier brach er durch das Gestrüpp, immer tiefer hinein, immer weiter, bis in den feierlich rauschenden Wald. ... Als er sich dort auf den Boden warf und seine brennende Stirn in die feuchte Erde presste, da wurde es plötzlich teilnahmvol lebendig in den flüsternden Blättern, ein dünner Morgenwind zog wie ein Seuffzer durch die Zweige, das dunkele Grau, das über den Bäumen hing, wurde heller und heller, zuletzt schwebten nur noch farblose Nebelflocken in den höchsten Wipfeln ... durch die feuchten Äste rieselte lebendiges rosenvotes Licht, es schwamm über den nassen Boden und glitt über den fröstelnden, schweratmenden Mann. ...

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlich für die Redaktion: Fr. Clara Zeilin (Bundel), Wilhelmstraße, Post-Telegraphenamt bei Stuttgart.
 Druck und Verlag von Paul Singer in Stuttgart.